

BIBLIOTEKA  
Instytutu  
Bałtyckiego  
w Bydgoszczy  
P.01068/21-4.

# Unser Pommernland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommernland“

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin



Eingetragenes Warenzeichen

# Gebrüder Horst Stettin

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23  
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

## Modewaren und Ausstattungen

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

## C. DRUCKER

Gegr. 1879

Inh. J. EVERS

Stettin, Roßmarkt 4

ist das Spezialgeschäft Pommerns  
für Wäsche-Ausstattungen  
Leinen / Baumwollwaren / Betten

## Hotel Gust

Stettin

Grüne Gänge 15  
Fernsprecher 306 78/79

Gut bürgerliches Haus  
nahe beim Bahnhof, Post,  
Rathaus, Amts- und Land-  
gericht, empfiehlt seine behag-  
lich eingerichteten 63 Zimmer  
mit Warmwasserheizung, so-  
wie Speisen und Getränke zu  
soliden Preisen  
Autogaragen — Tankstelle

Rud. Kunstmann Nachf.

Goldschmied

## Kessler

Stettin, Paradeplatz 12

Gegr. 1898

Werkstatt für Schmuck  
und Silbergerät

Lassen Sie sich unverbindlich  
beraten

Jagdschmuck

Gold- u. Silberwaren,

Uhren, Bestecke

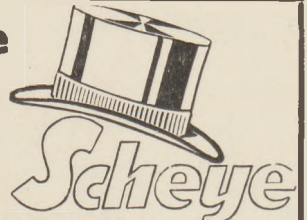
Tausende von Stettiner Hausfrauen  
trinken **Ebner** Kaffee

Er wird täglich frisch geröstet und sofort zum Versand gebracht.  
Eine Probestellung wird auch Sie überzeugen,  
daß EBNER-Kaffee preiswert und aromatisch ist.

CARL EBNER, Stettin, Pölitzer Straße 96.

## Herren - Hüte und Mützen

kleidsame Formen  
modische Farben  
gute Qualitäten



Reparaturen in eigener Werkstatt Stettin, Breite Str. 6

# Bücher von **STREITZ**

Stettin, Roßmarkt 8/9

Buchhandlung

Antiquariat

Neuzeitliche Leihbücherei

# Damenmoden Prüss

G. m. b. H.

Stettin, Gr. Wollweberstr. 37/38

zeigt den Eingang sämtlicher Neuheiten für Herbst u. Winter an.

Besichtigen Sie unsere sehenswerten Schaufensterauslagen!

Neben Stallmistdüngung ist  
geregelter Kalkzustand die  
Voraussetzung für den Erfolg  
jeder landwirtschaftl. Maß-  
nahme. Wer gesundes Futter  
für die Tiere und gute Ernten  
haben will, düngt recht-  
zeitig und ausreichend mit

# Zarnglaffer Kalk!

Vereinigung Nord-  
ostdeutscher Kalk-  
und Mergelwerke  
STETTIN, Breite Straße 13  
Schließfach 99 — Fernspr.  
Nr. 245 41, Drahtanschrift:  
Kalkvereinigung

# Unser Pommerland

Monatsschrift

für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung

„Unser Pommerland“

Schriftleitung: Gustav Fischer

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den

alle Zuschriften zu richten sind.

Zahlungen auf Postcheckkonto: Stettin Nr. 200

21. Jahrg.

Juni 1936

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Preis viertelj. (2 Hefte) 2 M. Preis dieses Heftes 1,— M

## Inhalt des 4. Heftes

Seite

Heimatschutzfragen IV:

„Schöne Heimat“ v. Martin Keepel 127

Alwin Lorgus

von Ernst Jordan ..... 128

Die Volkskunst — ihr Wesen  
und ihre Erscheinung

von Siegfried Gliebe ..... 131

Heiden-Uhl

Erzählung von Elke Klodt ..... 138

Ueber pommerisches Notgeld

von August Böllner ..... 144

Die Sage vom Richtenberg

von Heinrich Bandlow ..... 157

Rundschau

Herm. Löns. Zum 70. Geburtstag 159

Dem Andenken Hans Benzmanns 160

Fritz Stavenhagen,

ein niederdeutscher Dramatiker .. 161

Die Marienkirche in Loitz ..... 162

Das alte Rathaus in Kolberg .. 163

Pommerndörfer in Deutschlands

Westmark ..... 164

Der Hiddenseer Goldschmuck in

der Volkslage ..... 165

Pommerische Mädel, erlernt die

Handweberei! ..... 166

Pommerische Lyrik 128, 130, 143, 157

Buchbesprechungen ..... 167

Familie und Volk

(Sippenkundliche Beilage Nr. 13)

Familiengeschichtl. Quellenkunden 55

Die Normalfamilie ..... 57

Mitteilungen ..... 58

## Einbanddecken

für die Jahrgänge 1921 bis 1935 sind  
vom Verlage erhältlich. Preis RM. 1.50

62 Jahre Erfahrung  
62 Jahre Fachgeschäft

Pelz-Modehaus

**Vilster**

Kürschnermeister

Stettin, Papenstraße, gegenüber der Jakobikirche

Größtes Fach-Geschäft Pommerns für

## Teppiche

Gardinen, Dekorationen, Möbelstoffe, Tischdecken, Divandeen, Steppdecken, Reise- und Schlafdecken, Läuferstoffe, Brücken, Kokos-Teppiche, -Läufer und Matten, Felle usw.

**A. STECKNER**  
**TOEPFFER'S NACHF.**

Stettin, Kleine Domstrasse 11-12.

## Ihr mühsam erworbenes Eigentum

kann jeden Tag durch einen Brand vernichtet werden



## Pommerische Feuer-Sozietät

Stettin, Pölitzer Straße 1

Gegründet 1719

Fernruf 25441

Auskünfte und Abschlüsse auch durch  
die Kreisversicherungs-Kommissare.



Ueber 80 Jahre Bemühung,  
guten Bildern Eingang zu verschaffen!

Die berühmtesten Meistergemälde

die der Kunstfreund liebt, führe ich in  
originalgetreuen Wiedergaben. Ich habe auch

Original-Oelgemälde

zu erschwinglichen Preisen.

Ich rahme alle diese Bilder

technisch und künstlerisch einwandfrei

**Albert Runge gegenüber  
der Jakobikirche, Papenstr. 1.**



Pferdekopf von Wilhelm Schmidt

Cm 4870

# Unser Pommerland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

21. Jahrgang

Juni 1936

Heft 4

## Heimatschutzfragen

Von Martin Koppel

### 4. Schöne Heimat.

Man muß einmal wieder reisen, um her- nach zu merken, wie gut man es zu Hause hat. — Wer hätte das nicht schon gedacht und ausgesprochen, wenn auch jeder in einem andern Sinne. Und wieder in einem besonderen Sinne sei der Ausspruch dieser Betrachtung vor- aufgestellt. Einer Betrachtung, der die Ueber- schrift schon eine gewisse Richtung und Haltung gibt. Mit andern Worten: Ich will nicht tadeln diesmal! Ich will dich loben, schöne Heimat!

Na, und ob! Meint der Leser! Heimat- strand und Kreidefelsen, alte Städte und Land- rüken einsamkeit! Und hat doch fehlgeschossen. Denn wer in den Alpen war oder in Schlesiens Bergen oder in Dresden oder in Norwegens Fjorden, der wird manches des eben Auf- gezählten wahrscheinlich begutachten: „Gewiß, auch schön...“ Und man merkt, daß sein Herz noch in der Fremde ist. Nein, so ist es nicht gemeint! Schöne Heimat, wir wollen ein ganzes und nicht bloß ein halbes Herz für dich. Wir wollen einmal volle Anerkennung dort, wo nichts abzuhandeln ist.

Fahre einmal, lieber Freund, durch Deutschland und schwimme dabei nicht in der Wonne, die ein großes Ziel bereits vor- schußweise zu geben pflegt. Schau ganz nüchternen Auges um dich und auf das Rechts und Links der Eisenbahn! Etwa bei einer Fahrt ab Magdeburg nordwärts um den Harz, und sieh nicht zu ihm herüber (mit seinen allem Dörflichen, Waldlichen und Volklichen meist entkleideten Ortschaften) und sieh ab von Halberstadt und Wernigerode und Goslar, sieh nur, wie sich meilenweit das Land um die Bahn dehnt! „Fruchtland zwischen Elbe und Weser“ nennt es der Geograph, ur- altes Kulturland. Aber die Kultur hat mit allem Naturhaften, Blume, Baum und Strauch, Wald und Gehölz, fast reinen Tisch gemacht. Und auch die Dörfer... Wirklich, es ist gut, daß die Harzberge immer wieder mit ins Bild reden. Es wäre sonst gar zu öde umher!

Oder schaue aus dem D-Zug, der ost- oder westwärts Hannover, zwischen Elbe und Weser, nördlich des Randes der mitteldeutschen Ge- birge die Kilometer zu Hunderten frist. Der dich ostwärts des Rheines von Köln nach Düsseldorf trägt. Durch uraltes deutsches Kulturland, das zur Kultursteppe ward, nüchtern betrachtet... Tatsachen, keine Rezeret! Hunderte von Kilometern: Steppe...

Ist es wirklich nötig, dafür einmal die Augen zu öffnen, daß eine Fahrt durch Pommern, einfach von Stettin nach Stolp, in allen ihren Teilen hundertmal mehr Schönes zeigt als die genannten westdeutschen Strecken? Aber es ist schon so: der Pommer, der ferien- halber an den Rhein fährt, ist unterwegs blind, und der Westdeutsche, der nach Pommern kommt, mißt alles nur mit seinen besten Schlagnern und sieht nicht, daß hier ein ganzes Land hohe Reize entfaltet. Und doch ist es so!

Von „endloser“ Ebene ist hier nirgendwo die Rede. So wenig, daß die Bahn z. B. zwischen Ruhnow und Belgard a. d. Persf. dauernd die Täler der Gewässer benutzt, um sich ein bequemes Hinauf und Hinab zu be- reiten. Hier ist ein stattlicher See im Wege und nötigt zu weitausholenden Kurven. Bald weite Blicke ins Land hinaus, bald ein Ver- sinken in tiefen Einschnitten, bald dicht schat- tender Wald zu beiden Seiten. Im Wechsel Buchenwald, Nadelwald, Heide, steinige Hänge, ein bachdurchschlängelter Wiesengrund, bunt ge- musterte Felder mit fernen blauen Waldlinien.

Blume, Busch und Baum! Die Provinz, die als Agrarland, als Land des Großgrund- besitzes, als Bauernland überall als am inten- sivsten genutzt gilt, sie hat sich den bunten und grünen Schmuck der Erde in seltener Fülle bewahrt. Gewiß haben auch wir pommerschen Heimatfreunde oft genug unsere warnende Stimme erheben müssen! Aber, Gott sei Dank, eine Ueberschau gibt doch noch ein höchst erfreu- liches Bild, und besonders, wenn man mit dem Westen vergleicht! Man kann gut und gern sagen: Im Westen haben tüchtige Leute präc- tige Bücher über Landschaftspflege ge- schrieben. In Pommern hat der Bauer

Landschaftspflege getrieben. Ob bewußt, weiß ich nicht. Ob aus innerem, unausgesprochenem Drange, mag dahingestellt bleiben. Der Feldrain mit seinen Wildhecken, mit seinen umwucherten, abgelesenen Steinen, wahren Vogelparadiesen, noch ist er dem blühenden Wildwuchs eine Zufluchtstätte. Der Einzelbaum im Felde, der in heißer Erntezeit den Schnittern bei kurzer Mittagsrast so willkommen ist, blieb erhalten. Die grandige Kuppe trägt ihr Gehölz, wie der Bach seine Wellen im Erlenschatten verrinnen läßt. Und immer wieder Wald, bald als Wäldchen, bald als ausgedehnter Bestand. 22,4 Prozent pommerischer Bodens sind noch damit bedeckt. Im Wiesenrunde tanzen Weiden ihren Reigen; hügelan mit windgezausten alten Birken strebt in schönem Schwunge der Landweg. Am Seeufer wogt das Schilf im Sommerwind . . .

Jetzt kommt von fern her der Laubengang einer alten Lindenallee gezogen. Man sieht es: sie strebt einem Ziele zu, einem Dorfe. Aber nur einige wenige Dächer und Giebel werden sichtbar; zu dicht legt sich das Grün der Obstbäume über alles herüber. Mitten daraus lugt der Kirchturm und nur mit Mühe; denn alte Eichen schatten über Kirche und Kirchhof. Ein Bild der Traulichkeit und der Naturverbundenheit! So schön, so wunderschön . . .

Ja, lieber Reisegenosse, sei einmal ganz aufgeschlossen mit Auge und Herz! Du wirst mir Recht geben. Da braucht es nicht einer Fahrt im Bereiche des Landrückens; die Bahn meidet sowieso die schönsten, weil unbestimmtesten Gebiete. Das ebene Vorpommern mit seinen rauschenden Eichenhainen genügt vollkommen, um dich zu überzeugen. Wir haben noch ein hohes Gut an Naturschönheit im Lande zu verwalten. Und es wird die Zeit kommen, da man diesen Schatz zu würdigen wissen wird, sofern wir ihn bis dahin bewahrt haben. Landschaftspflege, unbewußt oder bewußt, ist das Mittel dazu. Verantwortlichkeitsgefühl für jeden Baum und jeden Strauch, für jeden Bachlauf und jedes Stück Waldes. Menschen, die es aus den Tiefen ihrer Seele und mit voller Ueberzeugung aussprechen:

„Schöne Heimat!“

### Mondnacht

Durch die Kronen, fein gegittert,  
fließt des Mondes Silberstrahl  
in das schlummerrmüde Tal,  
und der stille Weiber zittert.

Büßche nehn, als ob sie schliefen,  
in das milde Licht getaucht,  
und der zarte Nebel raucht  
aus den überglänzten Tiefen.

Von dem wilden Trug genesen  
wandle ich in Gottes Land,  
selig wieder eingespannt  
in den Reigen stiller Wesen. Alfred Wehmerahaus

## Alwin Lorgus

Von Diplomgärtner Ernst Jordan, Berlin

Der Name „Alwin Lorgus“ hat im deutschen Obstbau einen guten Klang; freuen wir Pommern uns, daß auch er einer der Unfern war. In seiner Eigenschaft als erster Vorsitzender des „Deutschen Pomologen-Vereins“, der seit dem Jahre 1860 bestehenden Spitzenorganisation des deutschen Obstbaues, hat er in klarer Erkenntnis der Notwendigkeiten in den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Umstellung des deutschen Obstbaues von einer liebhabermäßig betriebenen Selbstversorger- zu einer planvoll betriebenen Erwerbswirtschaft herbeigeführt.

Alwin Lorgus wurde am 9. November 1852 in Stralsund geboren. Sein Vater besaß in dieser Stadt eine über die Grenzen des engeren Heimatbezirkes hinaus bekannte Gärtnerei und Baumschule. Hier erwachte schon früh in dem Knaben die Liebe zur Natur, und er wandte sich nach beendeter Schulzeit der praktischen Gärtnerei zu. Im Alter von noch nicht 26 Jahren übernahm er den väterlichen Betrieb, den er in tatkräftiger Zielstrebigkeit zum führenden von ganz Nordostdeutschland machte. Dort wurden nicht nur alle damals bekannten Topfpflanzen, darunter auch viele in der Behandlung schwierige, und nicht nur die verschiedenen Gemüsearten in großen Mengen, sondern in steigendem Maße auch Obst- und Allseebäume herangezogen, die in den Küstengebieten der Ostsee ihren Absatz fanden. Daneben ließ sich Lorgus die Ausführung und Pflege von Gartenanlagen der Umgegend angelegen sein: Ein großer Teil der gärtnerischen Anlagen Stralsunds ist durch ihn nach den Plänen eines anderen in der Geschichte des deutschen Gartenbaues sehr bekannten pommerischen Landmannes, des „Kgl. Gartenbaudirektors“ Ferdinand Jühlke in Potsdam\*), ausgeführt worden. Seine Beteiligung an der großen Gartenbauausstellung anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Stralsund trug ihm vielfache Anerkennung und wertvolle Preise ein.

Wie selbstverständlich für die damalige Zeit gehörte er dem oben erwähnten „Deutschen Pomologen-Verein“ an, in dem auch die Fragen einer sachgemäßen Obstbaumaufzucht als die Vorbedingung eines einträglichen Obstbaues eifrig behandelt wurden. Mit der Zeit trat er durch rege Mitarbeit an ver-

\*) „Ferdinand Jühlke“, Pommerische Lebensbilder, Bd. I: Pommern des 19. und 20. Jahrhunderts; Stettin 1934, S. 155–161. — Vgl. auch „Fritz Reuter und Hofgärtnerdirektor Ferdinand Jühlke“ von Willi Singer in „Unser Pommernland“ 20. Jg. 1935 Heft 6 (Sonderheft „Fritz Reuter und Pommern“).

schiedenen Fragen im Verein immer mehr hervor und erlangte damit eine wohl-angesehene Stellung unter den weit mehr als 1000 Mitgliedern. Dabei zeichnete er sich durch seinen klaren Blick, der die von den Zeitverhältnissen diktierten wirtschaftlichen Notwendigkeiten sofort erkannte, und seine Bestimmtheit aus, Eigenschaften, die durch seine vielseitige Tätigkeit als Betriebsleiter geschärft waren. Man darf wohl annehmen, daß gerade infolge seiner Mitarbeit bei der Aufstellung des ersten „Obstbaunormalfortiments des D. P.=V.“ der bis dahin bestehende Obstfortenwirrwarr durch die Auswahl der wertvollsten und anbauwürdigsten Formen beseitigt wurde.

Als die Stettiner Generalversammlung des „Deutschen Pomologen-Vereins“ im Jahre 1902 zur Vorbereitung einer als notwendig erkannten Reformierung des Vereins einem Ausschuß eine große Anzahl von Anträgen überwies, wurde unser pommerscher Landsmann Lorgus zum Vorsitzenden dieser Kommission bestimmt.

Um sich seinen Aufgaben im Verein voll widmen zu können, verkaufte Lorgus, noch nicht 50-jährig, in demselben Jahre seine Stralsunder Baumschule und siedelte nach Neustrelitz über. Im Sommer des Jahres 1903 tagte in Hannover der oben erwähnte Ausschuß. Infolge der guten Vorbereitung und der zielbewußten Leitung des Vorsitzenden konnte dieser Ausschuß, wie der Berichtstatter hervorhebt, binnen kurzem die ihm gestellten Aufgaben durchberaten, die dann ohne Änderungen von der Generalversammlung des Jahres 1904 zum Beschluß erhoben wurden. Auf dieser Versammlung wurde Lorgus zum stellvertretenden Vorsitzenden und im nächsten Jahre — im September 1905 — zum ersten Vorsitzenden des Deutschen Pomologen-Vereins gewählt, in welcher Stellung er nun, frei von eigenen wirtschaftlichen Sorgen, in unermüdlicher, jahrelang unbezahlter Arbeit mit bewundernswerter Tatkraft viel Wertvolles für den deutschen Obstbau geleistet hat.

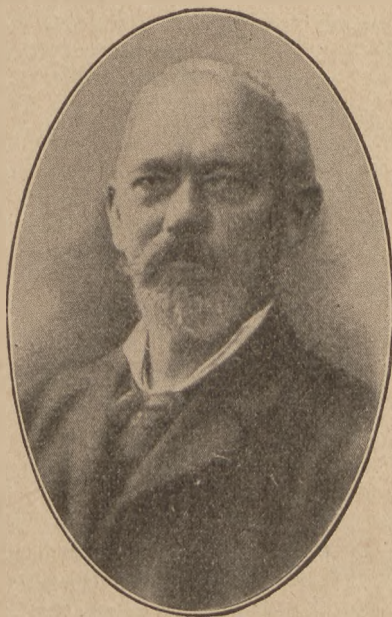
Das Landwirtschaftskammergesetz von 1894 hatte zur Förderung der Fragen deutscher Bodenkultur in allen ihren Zweigen (Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau und Fischerei) provinzielle Organe eingesetzt, die vom Staate auch finanziell bei der Durchführung ihrer Aufgaben unterstützt wurden. Daneben packte mit ungeheuerem zielstrebigen Eifer der Deutsche Po-

mologen-Verein unter der willensstarken Führung von Lorgus die Förderung des deutschen Erwerbsobstbaues im besonderen an. Praktische und wissenschaftliche Lehrgänge im Obstbau, der Obstverwertung und im Obsthandel wurden eingerichtet, ein ständiger Obstnachrichtendienst für das ganze Reich in die Wege geleitet, die Ausbildung von Obstfortierern und -packern in Angriff genommen und schließlich sogar die Bildung von Obstverkaufsvereinigungen und die Regelung eines gerechten Handels mit deutschem Obst erstrebt. Zur Durchführung dieser großen Aufgaben benötigte der Deutsche Pomologen-Verein größere

Geldmittel, und nachdem vorher schon die Mitgliederbeiträge wesentlich erhöht waren, erhielt Lorgus Anfang November 1905 die erste Reichsbeihilfe in Höhe von RM. 15 000.

Mit dem 1. Januar 1906 wurden die bisherigen „Pomologischen Monatshefte“ in die halbmonatlich erscheinende „Deutsche Obstbau-Zeitung“ umgewandelt, die neben vielen Wirtschaftsnachrichten zahlreiche Aufsätze namhafter Praktiker und Wissenschaftler über die verschiedenen technischen und wirtschaftlichen Fragen des deutschen Obstbaues enthielt u. a. solche von Lorgus selbst. Von nun an traten neben die Generalversammlungen, die in jedem Jahre in einem anderen Teile des Reiches stattfanden, alljährlich größere Mitgliederversammlungen während der landwirtschaftlichen Woche im Februar in Berlin. Weiter

wurden alljährlich unter der persönlichen Leitung des Vereins-Vorsitzenden „Lehrgänge für Obstbaubeamte und Obstbaupraktiker“ durchgeführt, zu denen Teilnehmer aus allen deutschen Gauen herangezogen wurden. Zu Vortragrednern auf diesen Lehrgängen gewann Lorgus die anerkannt tüchtigsten Männer aus Wissenschaft und Praxis. Zahlreiche Mitglieder des Vereins führte er auf gut vorbereiteten Lehrreisen in die wichtigsten deutschen Obstlandschaften oder ins Ausland, wo man mustergültige Obstanlagen, Versandarten und Verkaufseinrichtungen kennen lernte. Als eine bald unentbehrliche Einrichtung entstand aus Lorgus' Bemühen heraus der regelmäßige Obstnachrichtendienst des D.P.V., der bei der Mitarbeit von 175 geschäftskundigen Berichtstattern aus 150 deutschen Obsthandelsplätzen Marktberichte, Angebots- und Nachfragelisten brachte. Auf Anregung des Vorstandes des



Alwin Lorgus (1852-1920)  
der sich um den deutschen Obstbau  
große Verdienste erworben hat.



Deutschen Pomologen-Vereins wurden von den staatlichen Obstbaukörperschaften im Herbst 1906 Lehrgänge zur Ausbildung von Obstpackern abgehalten, deren Erfahrungen Lorgus noch im Winter 1906 nach Aussprache mit den Leitern der Kurse in einer Denkschrift auswertete. Daneben arbeitete der rührige Mann ständig an einer Beschränkung des Obstsortenvielerleis, um auch dadurch einem wirtschaftlichen Erwerbsobstbau in Deutschland die Wege zu ebnen, wobei neue und im Ausland viel verbreitete Obstsorten sorgfältig geprüft wurden. Auch den Fragen der Aufzucht einer guten Baumschulware wandte er ein besonderes Augenmerk zu und förderte mit diesem Ziel den im Jahre 1907 gegründeten „Bund Deutscher Baumschulenbesitzer“. Da er weiter richtig erkannte, von welcher Bedeutung für die Wirtschaft eine statistische Erfassung des gesamten Obstbaumbestandes sei, wirkte er darauf hin, daß im Jahre 1913 die erste allgemeine Obstbaumzählung in Deutschland durchgeführt wurde. Schließlich hat er auch ohne Frage die Herausgabe jenes großen und vorbildlichen, in der einschlägigen Weltliteratur wohl einzig dastehenden Sammelwerkes „Deutschlands Obstsorten“ durch die bedeutendsten Pomologen des beginnenden 20. Jahrhunderts angeregt und in den Anfängen tatkräftig gefördert.

Um alle diese ungeheueren Arbeiten besser übersehen und leiten zu können, siedelte er schon bald in das Herz Deutschlands, nach Eisenach, über, wohin er kurz vorher die Geschäftsstelle des Vereins verlegt hatte. Dort hat er nun täglich mit unglaublicher Arbeitskraft vom frühen Morgen bis in die späte Nacht neben einem hauptamtlichen Geschäftsführer alles das geschaffen, was seinen Namen in der Geschichte des deutschen Obstbaues berühmt gemacht hat. Es war ihm eine besondere Freude, daß gerade unter seiner Führung der Deutsche Pomologen-Verein im Jahre 1910 in Eisenach sein 50-jähriges Bestehen feiern konnte, und mit großem Eifer war er bemüht, dieses Fest möglichst glanzvoll zu gestalten. In der damals erschienenen Festschrift hat er im ersten Kapitel die für das Vereinsleben richtungweisenden Wege in einer so klaren und weitblickigen Weise aufgezeichnet, daß diese noch heutzutage für den deutschen Obstbau ihre Bedeutung haben. Schon längst hatte der Staat Lorgus' erfolgreichen Bemühungen um die Förderung des deutschen Erwerbsobstbaues durch die Verleihung des Titels eines „Kgl. Garteninspektors“ anerkannt.

Der Weltkrieg von 1914/18 konnte diesen festen, lauterer Charakter voll glühender Vaterlandsliebe, hohem Opfersinn und herzlicher Nächstenliebe nicht wankend machen. Während der größte Teil seiner nächsten Mitarbeiter an

die Fronten zur Verteidigung des geliebten Vaterlandes hinauszog, mühte sich der 62-jährige Lorgus mit eiserner Willens- und Tatkraft unter Hintansetzung der eigenen Schonung, das Erreichte gegen die größten Widerstände aufrecht zu erhalten und weiter auszubauen. Immer wieder betonte er in Wort und Schrift den Wert der Obstnahrung als vollwertiger und gesunder Ergänzung der Gesamtkost. Kein Liebesdienst war ihm für sein teures Vaterland und für seine Freunde auf den Schlachtfeldern zu groß; zwei seiner Söhne fielen im Kampfe für das Vaterland. Schwer traf ihn das Unglück des Waffenstillstandes und des Friedensdiktates. Aber mit unbeugsamer Zähigkeit ging er gegen alle wirtschaftlichen Schwierigkeiten an, auf dem Sondergebiete des Obstbaues wieder aufzubauen zum Wohle des Vaterlandes. Am 18. März 1920 schloß Lorgus, 68-jährig, im Kreise der Seinen in Eisenach die Augen für immer.

## Das Meer

Unter des Himmels heiligem Feuersterne  
kündest du, ewiges Wasser, von Liebe und Tod;  
füllest, rauschende Woge, die durstigen Hände,  
um meinen strauchelnden Fuß in die Tiefe zu ziehn.

Ewiges Wasser, wie gleichst du dem schaffenden Menschen,  
der die Verschmachteten stillt, um sie zu opfern . . .  
In dir, leuchtende Welle, find ich mich wieder wie einst!  
Hungernde Flut, wie bist du mir nah, wenn ich liebe . . .

Gerba v. Below

## Dünenmystik

Die weißen Dünen um mich blieben  
die Berge, die mich stets gebannt,  
wenn ich vom Schicksal und getrieben  
in meinen Augen Tränen fand.

Sie waren Herberg mir und riefen  
die alten Träume wieder wach,  
aus deren leid-durchwirkten Tiefen  
mein Sehnen seine Wünsche brach.

Und wenn auf silbernen Terrassen  
ich nächtens müde heimwärts schritt,  
ging auf dem Gang durch dunkle Gassen  
mit mir der Glanz der Dünen mit.

Kurt Oppermann

# Die Volkskunst — ihr Wesen und ihre Erscheinung

Von Siegfried Glinde

Neben der Rassenkunde und der Vorgesichtsforschung gehört die Volkskunde zu jenen Wissenschaften, die durch die Wiedererweckung einer bewußt völkischen Lebenshaltung so stark in den Vordergrund getreten sind, daß von ihnen aus große Gebiete des völkischen Lebens ihre Leitlinien erhalten haben. Die praktische Bedeutung dieser drei Wissenschaften, die beinahe bis in die alltäglichsten Erscheinungen spürbar ist, erweckt den Eindruck, als seien sie erst jetzt begründet worden. Obgleich das nicht zutrifft, muß gesagt werden, daß erst die nationalsozialistische Weltanschauung den genannten Wissenschaften die Möglichkeit einer in die Breite und Tiefe gehenden Arbeit gewährleistet hat. Die Einwirkung einer lebendigen Wissenschaft auf die weltanschauliche und politische Haltung eines Volkes, ist gerade durch die Ergebnisse dieser Wissenschaften offenbar geworden. Unterordnet sich die Wissenschaft den Lebensnotwendigkeiten des Volkes, stellt sie sich sozusagen auf eine breite volkstümliche Plattform, dann unterliegt sie — ganz anders als das wissenschaftliche Spezialistentum — der öffentlichen Kritik. Zugleich entsteht aber die Gefahr einer allzu gefälligen Popularisierung, einer Verflachung und Verwischung der wissenschaftlichen Grundsätze, die der Willkür viel zu viele Auslegungen gestattet. Da ist es die Pflicht der Wissenschaft, von sich aus wieder auf Klarheit hinzuwirken, das Gewissen des Forschers zu schärfen und ihn an die Voraussetzungen zu erinnern, ohne deren Beachtung seine Arbeit im Meer der Meinungen untergehen muß.

Da der Begriff der Volkskunst als Teil der jüngst begründeten Wissenschaft, der Volkskunde, einer mehr als zulässigen Verwässerung angeheimgefallen ist, so soll eine solche besinnliche Ausrichtung hier für die Volkskunst versucht werden. Daß die Untersuchung sich hauptsächlich pommerischer Beispiele bedienen wird, ist beinahe selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich auch, daß die Folgerungen die grundsätzliche Vereinigung eines Arbeitsgebietes

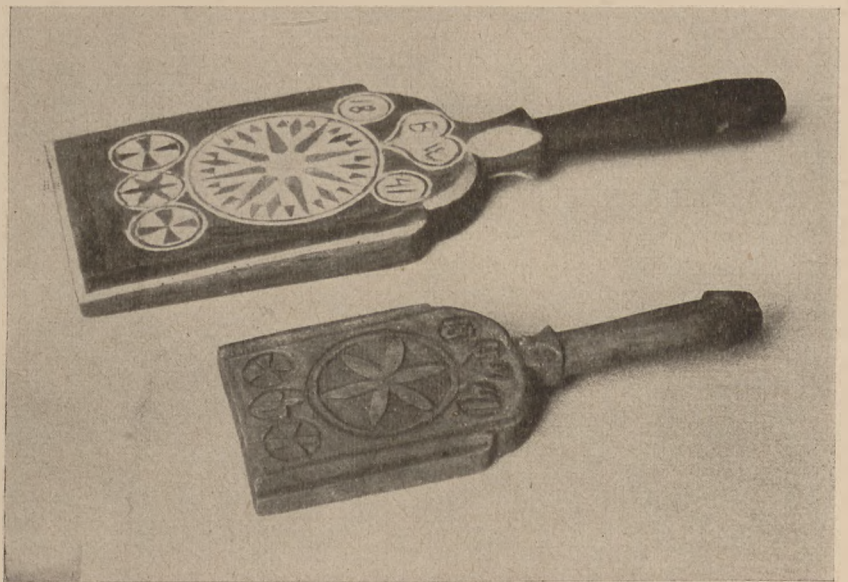
der Volkskunde bezwecken und damit Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben. —

Was gehört nicht zur Volkskunst?

Man könnte schon einmal die Frage stellen: „Gibt es überhaupt eine Volkskunst?“, und die verständnislose Ueberraschung als Antwort auf die Frage würde in dem Augenblick schwinden, in dem man festgestellt hat, was alles nicht zur Volkskunst gehört. Wollen wir daher den Weg freilegen, so müssen wir wohl zuerst den Schutt fortschaffen \*)

In den Museen, in den Zeitschriftenaufsätzen, in den Auslagen der Geschäfte, in den Andenkenverkaufsständen und allgemein in der Vorstellung der gutgläubigen Volksgenossen gilt vieles als Volkskunst, was nicht dazu gehört. Z. B. alle Erzeugnisse des Kunstgewerbes, der Heimarbeit und Hausindustrie, des Kunsthandwerks, der Bastelfreude gehören nicht hierher. Und gerade diese Erzeugnisse sind es, die den Hauptbestandteil der sogenannten „Volkskunst“ darstellen. Schwarzwälder Uhren, Thüringer Spielzeug, Glasarbeiten aus dem Riesengebirge, Erzgebirgisches Schnitzwerk, Plauener Spitzen, pommerische Fischerteppiche, Lauenburger Spielzeug und ähnliche Erzeugnisse sind keine Volkskunst. Sie gehören beinahe ohne Ausnahme der Hausindustrie oder der Heimarbeit an. Allein die Tatsache, daß diese Gegenstände käuflich, im Handel zu erwerben sind, spricht gegen sie. — Nach dieser

\*) Gerade, als diese Zeilen niedergeschrieben wurden, wurde der Verfasser auf einen Aufsatz von F. Lembke: Hausfleiß und Heimarbeit in „Volkstum und Heimat“, Jahrg. II, Heft 12, 1935, aufmerksam, in dem versucht wird, diese Betätigungen ihrem Wesen nach gegeneinander abzugrenzen. Dabei wird vom Hausfleiß aus bereits die Volkskunst gestreift.



Waschklopfhölzer vom Darß (1841)  
Pom. Landesmuseum, Stettin

Feststellung gehört in die Volkskunst viel weniger, als gemeinhin angenommen wird. Dafür wird es jetzt um so leichter sein, die Merkmale echter Volkskunst herauszuschälen:

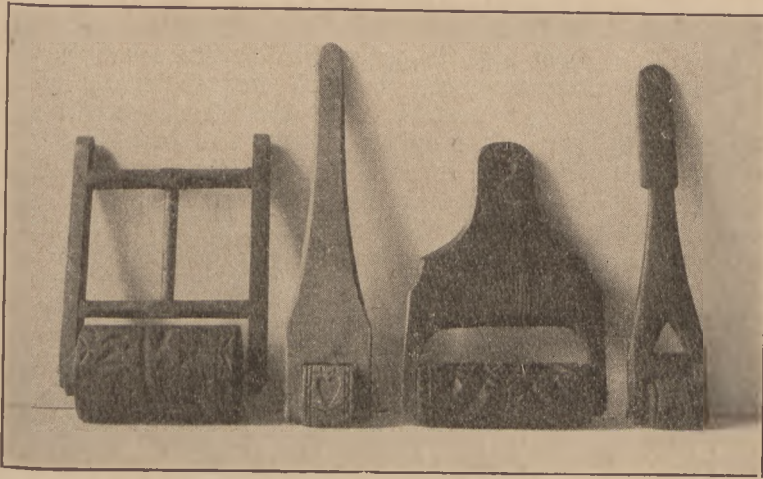
## 1. Die Volkskunst kennt keine Kunstlehre.

Der Volkskunst gegenüber stehen die Werke der hohen Kunst, wie sie hier bezeichnet werden mögen. Damit soll nicht ein Wertunterschied geschaffen sein, sondern ein Ausdruck für den allgemein gültigeren Anspruch der aus der akademischen Kunstlehre hervorgegangenen Werke. — Nur in den aller seltensten Fällen werden Werke der hohen Kunst von Selbstlernern (Autodidakten) erzeugt. Tauchen einmal solche Werke auf, so vermögen sie wohl die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber selten gelingt es, die Anlagen ihrer Erzeuger zu entwickeln. Ihren ersten und einzigen Werken mangelt die Nachfolge und fruchtbare Fortsetzung. Schon hier wird der Gegensatz zur Volkskunst deutlich, denn: ihre Erzeuger sind fast hundertprozentig Selbstlerner. Die Werke der „hohen Kunst“ setzen das Hochschulstudium oder doch das Meisteratelier voraus. Auch das Kunsthandwerk ist nicht denkbar ohne Handwerkslehre. Die Volkskunst kennt eine Kunst- oder Handwerkslehre nicht. Sie ist nicht lehrbar, wenn auch lernbar. Sie wird nicht in besonderen Lehrstunden ergriffen, sondern beim Zusehen, im Hause, in der Familie, während geselliger Mußestunden.

## 2. Die Verkaufsabsicht scheidet aus.

Wie bereits angedeutet, spricht die Tatsache, daß ein Gegenstand im freien Handel, in Läden, Verkaufständen, bei Hausierern zu erwerben ist, beinahe eindeutig gegen seine Einreihung in die Volkskunst. Lembke sagt in dem genannten Aufsatz von den Erzeugnissen des Hausfleißes: sie liegen „jenseits des Rentabilitätsbegriffs“. Das trifft natürlich erst recht auf die Volkskunst zu. Man kann geradezu behaupten, ein Volkskunstwerk wird niemals mit der Endabsicht erzeugt, es zu verkaufen, was bei den Werken der „hohen Kunst“ durchaus der Fall ist. Auch die Umkehrung ist berechtigt, zu sagen: wo eine Verkaufsabsicht erscheint, ist es schon mit der Volkskunst nicht in Ordnung, oder es geht mit ihr bergab. Der kleine Rutscher zur Heimindustrie oder dem sogenannten Kunstgewerbe geschieht meist ganz unmerklich. — An dieser Stelle sei eine Nachricht aus Rußland eingefügt, die in gleichnißhafter Eindringlichkeit die Lage beinahe der ganzen europäischen Volkskunst ins Licht rückt: In der Nähe von Moskau — wie auch sonst im Lande — beschäftigte sich die Bevölkerung eines Dorfes mit Ikonmalerei, also mit der Herstellung,

Bemalung und Verzierung kleiner Heiligenbilder, für die im zaristischen Rußland an Absatz kein Mangel war. Es handelte sich hier — da ein Verkauf beabsichtigt war — nicht um echte Volkskunst im Sinne dieser Untersuchung, aber doch um eine volkstümlicherische Betätigung, die aus ihr hervorgegangen war und ihr auch nahestand. Unter dem Sowjetstern mußte man die Herstellung von Heiligenbildern einstellen. Aber die liebgewordene, phantasiereiche Betätigung ließ sich nicht unterdrücken und wandte sich bald profanen Gegenständen zu. Man verzierte Streichholz- und Zigarettenschachteln, Büchsen und Verpackungen mit einer Malerei, die den „Stil“ der Ikonmalerei beibehielt. Reisende Ausländer wurden bald auf diese „Volkskunst“ aufmerksam, und es entstand eine rege Nachfrage. Die Sowjetbehörden erkannten sofort, daß es sich um einen Gegenstand handelte, der ihnen die begehrten Devisen verschaffen und möglicherweise ein Exportartikel werden könne. Sie haben nun den Bauern Lehrlinge in die Häuser gelegt, und in kurzer Zeit wird jetzt aus der uralten Sitte der Ikonmalerei eine Hausindustrie und ein Exportgeschäft werden. — Diese mehr als nachdenkliche Geschichte trifft zu genau in das Herz der Volkskunst, als daß sie einer Erläuterung bedürfte. Wir wollen nur hinzufügen, daß glücklicherweise in Deutschland die Einsicht in diese Zusammenhänge wenigstens so weit gediehen ist, daß dem größtenteils Mißbrauch und dem Verfall einer unakademischen Kunst entgegengearbeitet wird. Doch die Gefahr besteht fast überall, denn der Ungeist des Materialismus liegt auf der Lauer. Auf der Kurischen Nehrung wird kein Fischer zu bewegen sein, seinen holzgeschnitzten Wimpel vom Mast zu holen und ihn uns zu verkaufen. Wenn wir dann in ein Haus gewiesen werden, wo diese Wimpel für den Verkauf angefertigt werden, dann hört der Wimpel schon auf, Gegenstand der Volkskunst zu sein. — Mit dem Ausscheiden der Verkaufsabsicht hängt zusammen, daß die Zeitfrage gänzlich ohne Bedeutung bei der Erzeugung der Volkskunst bleibt. Bei den Gegenständen der Heimindustrie und der Heimarbeit drängt der Arbeitsvorgang ganz ökonomisch auf Rationalisierung, Arbeitsteilung, Einführung von einfachen Maschinen (Reisäuge, Drehbank, Bohrer usw.), also auf Erzeugung eines Massenartikels. Auch bei den Werken der „hohen Kunst“ ist die Zeitfrage nicht von untergeordneter Bedeutung, weil auch der Künstler irgendetwie eine Entschädigung für seine „Arbeit“ erwartet. Da die Volkskunst die Frage nach dem materiellen Wert nicht kennt, spielt bei ihr die Zeit keine Rolle. Ja, man könnte wieder in der Umkehrung sprechen und sagen, die Volkskunst will Zeit verbrauchen, ausfüllen. Sie betätigt sich — wie es Lembke



Butterrollen aus dem Kreise Stolp.

Der prächtige Naturalismus des Eichblattmusters, ebenso wie die knappe Plastik des Vogelmotivs sind zwei schöne Zeugen ostpommerscher Volkskunst.  
 Aufa. Siegfried Glieme Seimatmuseum Stolp

am Hausfleiß feststellt — außerhalb der üblichen Arbeitszeit, sie ist eine Nebenbeschäftigung im reinsten Sinne des Wortes. Volkskunst entsteht am Abend, zwischen den Erntezeiten, an stillen Feiertagen oder an langen Winterabenden. Darum wundern wir uns eigentlich zu Unrecht, wenn wir den Aufwand von Zeit bedenken, der zur Herstellung etwa einer Schnitzerei, einer ornamentalen Wirkarbeit, der Bemalung eines Bauernschrankes, der Herstellung eines Totenschiffes usw. nötig war.

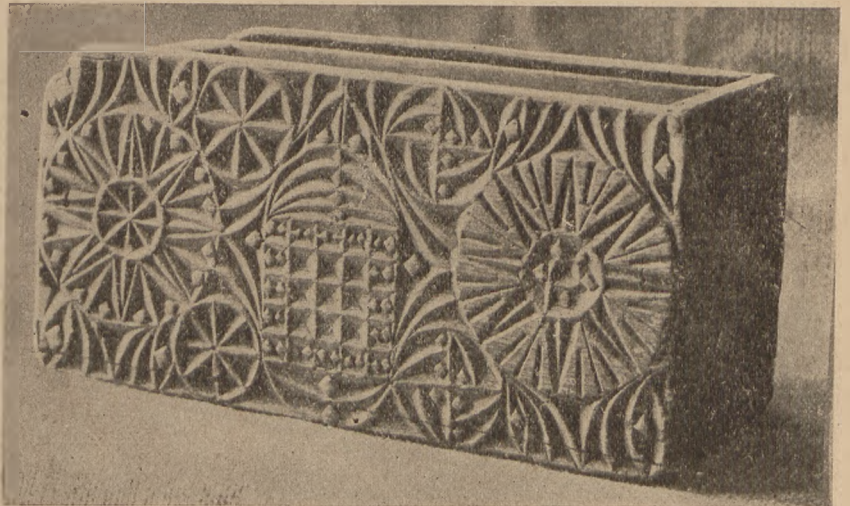
Volkskunst ist nicht käuflich. Wenn sie dennoch in den Museen und bei Liebhabern oder Sammlern erscheint, so handelt es sich meist um Nachahwerke. Die Erben oder Nachfahren besitzen keine schöpferische Beziehung mehr zum Kunstwerk (wie noch an anderer Stelle zu zeigen ist). Für sie hat es nicht jenen „ideellen Wert“, den es für den Erzeuger hatte.

Im Gegenteil, es „sagt ihnen nichts“ mehr, der materielle Wert ist gering oder sogar ganz unbedeutend, und wenn es seine Erhaltung nicht allein noch der Pietät verdankt, wird es dann als unmodern oder unbrauchbar geworden verkauft. Wird wirklich einmal ein Verkaufspreis für einen Volkskunstgegenstand genannt, so ist er gewöhnlich so hoch, daß sich der Kauf von selbst verbietet — womit der Künstler wohl auch gerechnet hat. Es gibt nur eine legitime Form des Besitz-

wechsels eines Volkskunstgegenstandes bei Lebzeiten seines Erzeugers, das ist die Schenkung — der Gegenstand wird, da er für Geld nicht feil ist, an einen nahen Angehörigen oder an einen verehrten Menschen zu „treuen Händen“ weitergegeben.

### 3. Die Gestaltungsfreude ist eine Wurzel der Volkskunst.

Die Liebe zum Werk ist es, die als ein wesentliches Merkmal der Volkskunst immer in Erscheinung tritt. Und zwar die Liebe in vielfacher Form, als Freude an den Farben beim Bemalen von Möbeln, beim Wirken und Nähen, als Freude an der Form beim Weben von Mustern und Ornamenten in Decken und Teppichen. Die Freude an der plastischen Gestalt beim Schnitzen, Stemmen, Schneiden, Sägen, Dreheln, Flechten und Auspuken. Ein „liebloses Volkskunstwerk“ ist eigentlich ein Widerfinn. Die Genauigkeit, Zierlichkeit und Naturtreue der Volkskunst bewundern wir. Arbeiten der Heimindustrie allerdings sind meist an einer gewissen Schludrigkeit, die hier nur der Ausdruck für Lieblosigkeit ist, erkennbar. — Es bedarf auch wohl keiner besonderen Begründung, wenn man behauptet, daß rein physiologisch der Spieltrieb hier ein Feld lebhafter Betätigung sucht und findet. — Werke der hohen Kunst können Leistungen der Intelligenz oder einer virtuosen Beherrschung der Kunstmittel sein, ohne daß ihre Wirkung dadurch beeinträchtigt wird. Bei Volkskunstwerken



Schmuckkasten mit Kerbschnitt-Mustern aus Mägenow, Kreis Stolp.  
 Seimatmuseum Stolp

ist das einfach undenkbar. Die Freude, der treibende Motor, bei der über Wochen und Monate, manchmal sogar über Jahre sich erstreckenden Beschäftigung mit einem Gegenstand der Volkskunst, jene Freude, die während des Schaffensvorganges sich in Liebe zum Gegenstand verwandelt, bleibt das seelische Bindeglied zwischen Kunstwerk und Erzeuger\*). Diese „Liebe“ rostet nicht, und immer, wenn der Erzeuger eines Volkskunstwerkes von seinem Gegenstand redet, geschieht es mit warmem Herzen und warmen Worten. Wie ganz anders der Künstler einer akademischen Kunst. Er wächst meist viel zu schnell über das von ihm geschaffene Kunstwerk hinaus. Oft „interessiert“ ihn dasselbe schon in dem Augenblick nicht mehr, wo er von dem fertigen Werk zurücktritt. Sein nimmermüder Geist wendet sich schon anderen „Aufgaben“ zu.

Hier berührt unsere Untersuchung notwendigerweise einen sehr nahe liegenden Betätigungstrieb, das ist die Bastellei. Sehr oft erscheinen Gegenstände der reinen Bastellei als Volkskunst, auch in unseren Museen. Kennzeichnend für den Bastler ist auch die Freude und Liebe zu seiner Betätigung, ein stark ausgeprägter Spieltrieb und die Unermülichkeit. Dennoch ist da ein deutlicher Unterschied, nicht so sehr immer im Endergebnis — daher die Verwechslung mit Volkskunst — aber in dem Verhältnis des Erzeugers zum Gegenstand. Der Bastler verändert, ja zerstört sein Werk gern, weil ihm die Tätigkeit Selbstzweck ist. Er benutzt auch fremde, oft von der Industrie vorbereitete Werkstoffe (Schrauben, Drähte, Hölzer, Metallteile usw.). Ihn interessiert mehr die technische Seite des Schaffens, man bestaunt — und das ist ja typisch — beim Bastelwerk die technische Fertigkeit. Eine Bastelarbeit ist traditionslos, durchaus ohne Beziehung zur Gemeinschaft. Es ermangelt dem Bastelwerk auch das Merkmal, das einen Gegenstand in den Bereich der Kunst erhebt, das Schöpferische, und für die Volkskunst im besonderen fehlt ihm der symbolische und magische Zug.

#### 4. Die Volkskunst unterliegt keinem Schönheitskanon.

Die Mittel und Techniken der Volkskunst sind etwa die gleichen, deren sich auch die akademische Kunst bedient, mit Ausnahme der Gesteine, die wegen ihrer schwierigen Bearbeitung in der Volkskunst eine untergeordnete

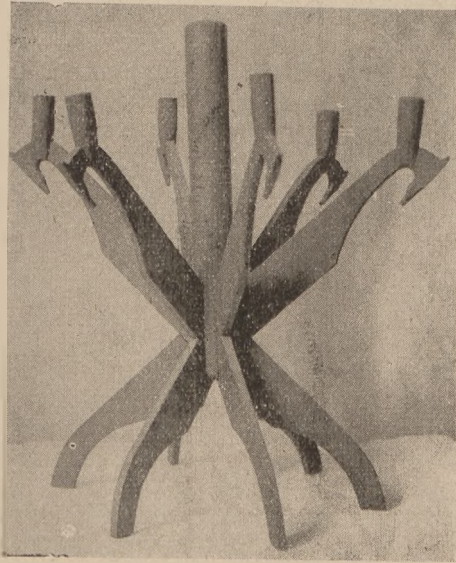
\*) Hier möchte der Verfasser es nicht unterlassen, den Leser auf das letzte Werk: Bauernpsalm des Flamen Felix Timmermans hinzuweisen. Dort wird mit Humor und viel Liebe, aber auch mit scharfem Blick für die seelischen Begleitumstände das Zustandekommen eines Volkskunstwerkes geschildert. Der Bauer Knoll schnitzt einen Christus, jahrelang, und das Schicksal eines halben Lebens ist verflochten mit dieser Figur.

Bedeutung besitzen. Richtet man den Blick jedoch auf die geistig-seelische Seite des Schaffensprozesses, so wird der Gegensatz gleich wieder deutlich. Die Volkskunst verhält sich zur akademischen Kunst wie eine blühende Wiese zu einem blühenden Blumengarten. Wie die natürliche Schönheit zur gewollten Schönheit! Während die blühende Wiese schön und wohlgefällig wirkt aus sich, ohne menschliche Einwirkung, trägt der Garten zu deutlich die Zeichen bewußter Ordnung an sich. Der Schönheitskanon der akademischen Kunst ist so schwierig zu meistern, daß er nicht in geringer Zeit, ja nicht einmal in einem bestimmten Lebensalter erlernbar ist. Die Fähigkeit zu volkskünstlerischer Betätigung dagegen trägt jemand viel mehr in sich, als daß sie lernend erst erworben wird (siehe unter 1). Der Volkskünstler kennt keine abstrakten Lehrsätze seiner Kunst. Er richtet sich nach den Gesetzen, die dem Auge eingeboren sind, nach dem jedem Menschen eigenen Wohlempfinden, das ihn befähigt, instinktiv sozusagen die richtige Wahl, das rechte Gleichmaß zu finden. Gewiß gibt es auch hier Unterschiede des Vermögens. Gegenstände, in denen Wollen und Können allzu deutlich im Kampf liegen. Das ist es, was manchen Erzeugnissen der Volkskunst den Reiz des Rührend-Naiven verleiht, sie derb, ja sogar plump erscheinen läßt, wie man an Möbeln, Gerät, figürlicher Malerei oder Plastik beobachten kann. Dennoch, trotz des auffällig formalen Unvermögens, zeichnen die Kunstwerke sich durch einen überraschenden Naturalismus, geschmackvolle Farbwahl — und oft durch phantasievolle Beweglichkeit aus. Eine Bauernmalerei z. B. hat nichts mit Lessings, Rants und Schillers Kunstgesetzen zu tun und wird auf jeden Menschen mit ungebildetem Geschmack ihre Wirkung trotzdem ausüben, da auch sie ihr Schönheitsgesetz in sich trägt, nämlich das der blühenden Wiese.

#### 5. Die Volkskunst hat keinen persönlichen „Stil“.

Die Lehre der „hohen Kunst“ hat die Entstehung von Schulen, von Meister- und Schülerschaften im Gefolge. Der persönliche Stil ist häufig eines der hervorstechendsten Merkmale der „hohen Kunst“ seit der Renaissance. Dagegen besitzt die Volkskunst keinen persönlichen Stil, ja in den meisten Fällen ist der Erzeuger nicht einmal bekannt. Volkskunst ist notwendig namenlos (anonym), wie ja das Volkslied beweist. Es ist tatsächlich für den Wert eines Volkskunstwerkes gänzlich unbedeutend, wer sein Schöpfer war. Man kann mit seinem Namen keine Geschäfte machen wie sonst im Kunsthandel, wo man allzu oft nur den Namenszug bezahlt. — Noch eine andere, ganz natürliche, aber dennoch höchst

interessante Erscheinung ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Einem Werk der akademischen Kunst sieht man leicht an, ob es ein Jugend- oder Alterswerk ist. Man redet ja auch folgerichtig von Reife und Entwicklung



Strahl-Leuchter aus dem Weizacker  
Pom. Landesmuseum, Stettin

des Künstlers. Einem Werk der Volkskunst wird man niemals ansehen, ob eine junge Burschen- oder Mädchenhand oder eine gichtige Altershand es schufen. Der Schöpfer der Volkskunst kennt keine individuelle Entwicklung oder Reife. Entwicklung gibt es in der Volkskunst nur innerhalb der Gemeinschaft, d. h. in der Traditionsfolge der überlieferten Muster, Vorlagen, Beispiele oder Gewohnheiten. Die akademische Kunst beginnt kaum jemand erst mit 50 oder 60 Jahren auszuüben. Ein Volkskunstwerk kann dagegen sehr wohl in der Stille des Lebensalters entstehen, oft als ein einmaliges Erzeugnis eines Menschen. Hieraus erklärt sich m. E. auch das vereinzelte, meteorhafte Auftauchen von Volkskunst — außerhalb der geschlossenen Volkskunstgebiete.

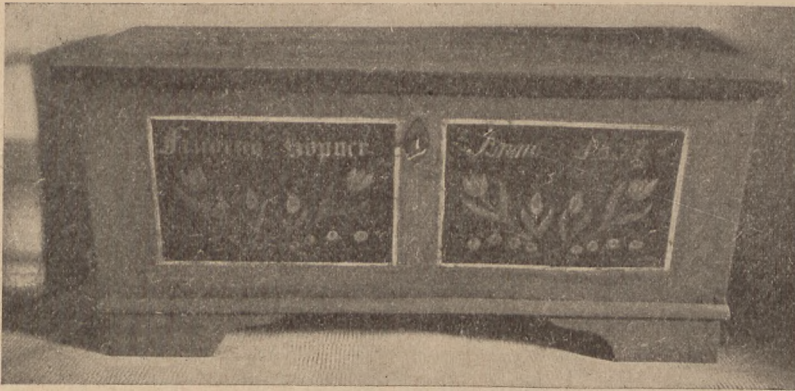
6. Weitgehende Freiheit in der Verarbeitung neuer Motive ist ein Kennmal der Volkskunst.

Der Schöpfer einer akademischen Kunst fühlt sich trotz individueller Freiheit und Eigenständigkeit weitgehend an die historischen Zeistile gebunden. Die beinahe diktatorische Kraft der Stile wird anerkannt, und nur den größten Geistern ist gestattet, der Kunst neue Maße zu geben. Der Volkskünstler kennt weder die historischen Stile noch ihren akademischen Zwang. Die Volkskunst ist allerdings nicht frei von Stileinflüssen. Ihrem ganzen Wesen nach ist sie barock, d. h. hintergründig und expressiv

ihrem Gehalt nach, unausgewogen und überladen ihrer Form nach. Doch finden sich auch Einflüsse der Gotik, Renaissance und klassizistischer Stilempfindungen. Nur eben, daß diese Einflüsse niemals mit verbindlichen Ansprüchen auftreten. Es ist nur, als ob von einem übervollen Strom sich viel tausende feine Wasseräderchen über eine Wiese verbreiten, sie berieseln und zu kräftiger Blüte bringen. In diesem Merkmal haben wir wieder ein Unterscheidungszeichen gegenüber dem Kunsthandwerk, wo die Stilepochen ihren deutlichen Niederschlag gefunden haben. Aus der Freiheit und Gleichgültigkeit gegenüber den historischen Stilen ergibt sich als weiteres Kennzeichen das unbedenkliche Verarbeiten verschiedenster Stilelemente, so z. B. daß einzelne Bestandteile abgestoßen und neue hinzugefügt werden. Niemals läuft sich, wie bei der akademischen Kunst, ein Stilprinzip tot, sondern während des Weiterreichens von Geschlecht zu Geschlecht nimmt sich der Einzelne die Freiheit, seine individuelle Note anzubringen. Hier darf auf die gleichartige Behandlung des Volksmärchens und der Sagenstoffe hingewiesen werden, schon deswegen, um die große Einheit innerhalb des volkstümlichen Schaffens anzudeuten. — Aus dem oben genannten Grunde ist erklärlich, daß den Volkskunstwerken immer irgendwie ein leicht unorganischer, fast bizarrer Zug anhaftet, der allerdings auch ihren ganz besonderen Reiz ausmacht. Ein geschnitzter Leuchter etwa der Volkskunst unterscheidet sich von der Treib-, Drechsler- oder Gieharbeit eines städtischen Kunsthandwerks so wie ein Volksmärchen von einer Novelle. — Das freie Schalten mit den formalen Stilelementen wird noch erweitert durch eine fröhliche Unbekümmertheit



Stühle aus Sabow im Weizacker (19. Jahrh.)  
Pom. Landesmuseum, Stettin



Truhe aus Wolzin, Kr. Greifenhagen (1857)  
Pom. Landesmuseum, Stettin

gegenüber den sachlichen und historischen Tatsachen, auch im Gebrauch der verschiedensten „Stoffe“ wie Holz, Papier, Gewebe, Glas, Metall, Fasern usw., die gleichzeitig verwandt werden. Man denke an die Braut- und Erntekronen!

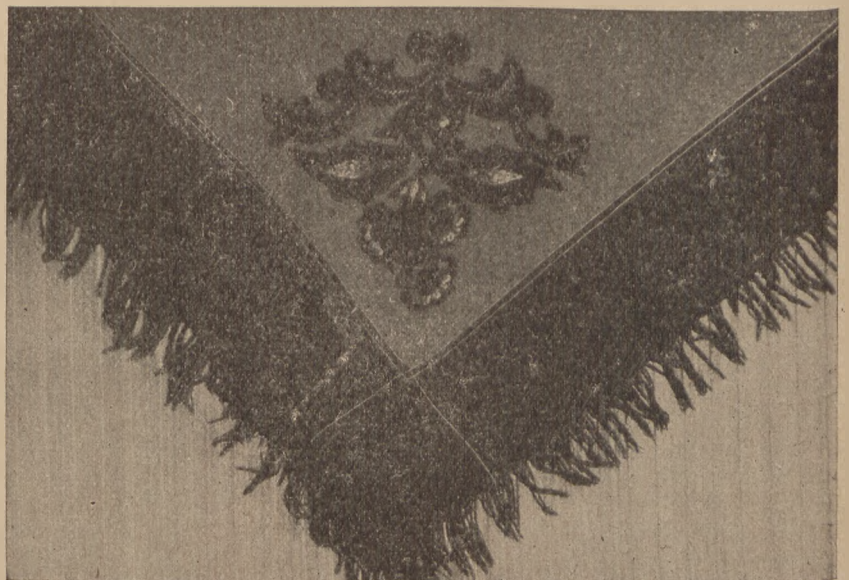
#### 7. Volkskunst ist landschafts- und stammesgebunden.

Alle Volkskunst als eine wurzelrechte Erscheinung der Volkskultur verliert ihre Lebensfähigkeit außerhalb ihres heimischen Entstehungskreises. Daher ist Volkskunst in Museen beinahe eine Sünde wider den Geist. Wenn es sich in der Hauptsache nicht um die notwendige Erhaltung der sonst vergehenden Volkskunstwerke handelte, wäre museale Volkskunstsammlung und -pflege höchstens in Heimatmuseen gerechtfertigt, wo die Gegenstände ihren Ursprungsgebieten noch am nächsten sind. Ein vergleichender Hinweis auf die Sammlungen in den Völkerkundemuseen müßte zur Illustrierung genügen. Die Kunst der Groten und Primitiven — die zur Volkskunst in enger Beziehung steht und daher für die Volkskunstforschung fruchtbare Hilfe leisten kann — bildet dort meist ein Raritätenkabinett. — Aus dem unter 1. Festgestellten geht hervor, daß jedem Volkskunstwerk immer etwas vom Wesen und Weben der Heimat seines Erzeugers anhaftet, von Haus und Familie, von Landschaft und Klima. Daher trägt Volkskunst, die nicht in der Heimat ausgeübt wird,

die Spuren der Fremde an sich. Der Volkskünstler ist an die landschaftlich und stammesmäßig bestimmte Erscheinung seiner Kunst ähnlich gebunden wie an die heimische Mundart. Beide empfindet man außerhalb der Heimat als fremd. (Hier sei an die Arbeiten der russischen Kriegesgefangenen erinnert.)

#### 8. Volkskunst kommt aus den mythischen Wurzeln des Volksglaubens und trägt oft symbolhafte und magische Züge.

Viele Gegenstände der Volkskunst stehen bewußt, mindestens im Zeitpunkt ihrer Erzeugung, im Dienste der Sichtbarmachung einer mythischen Vorstellung. Sie sind die Sinnbilder eines Vorgangs, der sonst nur im Geistigen beheimatet ist. Wie die Rune kein Buchstabe, sondern ein Wort- oder besser Ausdruckszeichen ist, so die Tiermasken, Sonnenräder, Hafenkreuze, „Wendeknüppel“, Pferdeköpfe, Totenschiffe, Brautkronen, Kornpuppen usw., ein Symbol für mythische Vorstellungen eines Volkes. Und vom Mythischen zum Magischen ist der Schritt nur kurz, wie man aus den Uraunenwurzeln und Amuletten ersehen kann. Wo diese auf sogenannten „Aberglauben“ hinweisenden Züge einem Kunstwerk anhaften, handelt es sich immer um ein echtes Volkskunstwerk. Die Werke der hohen Kunst stehen meist im Dienst einer „Idee“, sie sind dekorativ oder nur schön. Nur da, wo das Symbol



Umschlagtuch aus dem Lieper Winkel (2. Hälfte des 19. Jahrh.)  
Pom. Landesmuseum, Stettin

Schöne Beispiele textiler Volkskunst sind die Mädchen- und Frauenhauben (aus Brinnow, Kr. Stolp). Die rechte Haube, obgleich sie reicher erscheint, ist volkstümlich geringwertiger, da sie ein bereits fertiges Gewebe verarbeitet.

Heimatmuseum Stolp.



als solches wirken will, beim Kreuzifixus, berühren sich beide Kunstgattungen ihrem Wesen nach.

### Von den fließenden Grenzen und der Bestimmbarkeit der Volkskunst.

Geschlechter von Kunstwissenschaftlern haben ihre Arbeitskraft auf die Deutung der Werke der hohen Kunst gerichtet. Die Volkskunst ist eine zu junge Wissenschaft, um schon mit gesicherten Ergebnissen aufwarten zu können. Darüber dürfen aus auch die in letzter Zeit zahlreich erschienenen und meist recht teuren Werke der regionalen und allgemeinen Volkskunde nicht hinwegtäuschen. Die Möglichkeit neuer Forschungsergebnisse besteht täglich. Die Arbeitsmethode des Volkskunstforschers ist noch nicht so bewährt und ausgebildet, daß sie die Deutung von Volkskunst immer leicht machte. Die Abgrenzung eines Volkskunstwerkes gegen andere Erzeugnisse künstlerischer Betätigung ist selbst bei Beachtung der unter Punkt 1—8 angeführten Merkmale dennoch schwierig. Einige Beispiele mögen hier erläuternd eingeflochten sein:

#### 1. Falsch gedeutete Volkskunst:

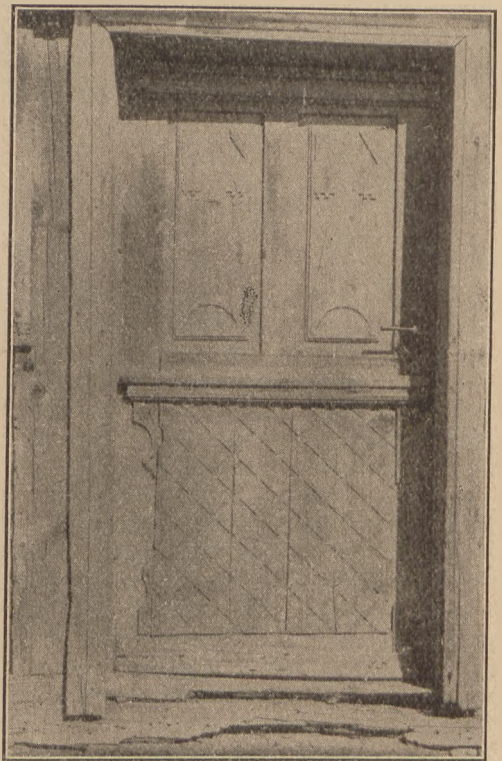
Die pommerischen Fischereiteppiche sind — entgegen der landläufigen Meinung — keine Volkskunst, da sie mit allen Begleiterscheinungen der Hausindustrie belastet sind. Selbst die Anordnung der Motive usw. ist nicht eigenes Werk der Fischer.

2. Kunsthandwerk, Handwerkskunst oder Volkskunst? In meiner Heimatstadt Stolp gibt es noch viele schöne Haustüren aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Gute, geschmackvolle Handwerksarbeit mit z. T. künstlerischem Einschlag. Aber keine Volkskunst. Wie steht es aber mit der abgebildeten Tür aus einem Hause in Neustrand? Die Tür ist nachweislich um 1870 von einem dörflichen Tischler angefertigt. Aber die Verwendung von Hobel und Stemmeisen, das ausgesprochen volkstümliche Muster und die schlichte Anspruchslosigkeit verweisen diese Tür doch wohl eher in die Volkskunst.

3. Wie Volkskunst ursprünglich entsteht. In einigen Fischerdörfern des Stolper Landes werden in der Winterzeit Spankörbe mit Deckel, sogen. Lischen angefertigt. Sie sind Erzeugnisse des Hausfleißes, aber noch keine Volkskunst. Beginnt aber — wie es

manchmal geschieht — der Lischenmacher anstatt des sonst nur weißen Spanes eine nicht entrindete, grüne, braune oder schwarze Weidenrute in bestimmtem Wechsel mit dem weißen Span zu verarbeiten, dann beginnt in diesem Augenblick Volkskunst in ursprünglicher Form sich zu regen. Denn erst jetzt wird über den Gebrauchszweck hinaus, das Schmuck- und Abwandlungsbedürfnis wirksam. In die „Technik“ schiebt sich ein künstlerisches Element.

4. Volkskunst innerhalb von Heimarbeit und Gewerbe. Das 4. Beispiel soll die enge Verquickung von Volkskunst und Handwerk belegen. Die Landbevölkerung bediente sich gern zum Mustern ihrer Gewebe des sog. Blandrucks. Die Gewebe waren Heimerzeugnisse, die Druckstöcke, wenn sie von



Alle Haustür in Neustrand (Kr. Stolp)

Obgleich in Anlehnung an städtische Vorlagen und klassizistische Stileigentümlichkeiten entstanden, zeigt sich deutlich der Zug zur Vereinfachung und Umgestaltung, besonders in den oberen Füllungen.

Väuerliches Handwerk im Uebergang zur Volkskunst (um 1870).

Aufn. Werner Zilm, Neustrand



den Bauern selber geschnitten waren, echte Volkskunst. Der Vorgang des Druckens und Färbens, eine rein technisch-handwerkliche Arbeit, wurde meist von Färbern betrieben. Das Ausgangsprodukt wie das Endergebnis keine Volkskunst. Eingeschaltet aber ein Erzeugnis der Volkskunst. Manchmal läßt sich von einem Gegenstand allein nicht auf seine Zugehörigkeit zur Volkskunst schließen. Man muß auch die

## Heiden-Uhl

Von Elke Klodt

Für einen, der gut zu Fuß ist, liegt Riepersdorf etwa eine halbe Stunde von der See entfernt. Weit genug, daß der Boden schon fetter und schwerer ist, aber nicht weit genug, um das Rauschen und Tosen der See, wenn es stürmt, nicht mehr zu hören. Hier lag der Hof von Hermann Uhl. Er liebte die See, aber er liebte auch seine schönen grünen Felder, das kleine Wäldchen, welches sie begrenzte, die schmalen grasbewachsenen Wege, die vom Flachsfeld, vom Roggen- oder Weizen-schlag zu seinem Hof führten. Ja, ein solch kleiner Weg schlängelte sich sogar an fremden Feldern vorbei, lief über die breite Landstraße eines Nachbardorfes, bis zum Kirchdorf. In diesen Weg mündeten andere, von diesem und jenem Gehöft kommend, denn es war der Kirchsteig. Sonntags wanderten die Bauern, die nahe genug wohnten, um die Pferde schonen zu können, mit ihren Angehörigen oder Hofe-leuten, je nachdem, wer zum Kirchgang an der Reihe war, feierlich angetan, das Gesicht in ernsthafte Falten gelegt, hier entlang. Dieser oder jener trug ein Kränzlein, selbstgewunden, aus den bunten Blumen der Bauerngärten, oder einen bunten Strauß, um ihn auf ein Grab zu legen, in welchem ein Uhl schlief, dessen Geburtstag oder Todestag man gedachte. Nur von einem Hof stieß niemand zu den Kirchgängern. Das war der von Hermann Uhl, dem Heiden! — Zwar schmückten die Uhls auch ihre Gräber, denn sie saßen schon lange auf ihrem Besitz, und mancher Vorfahre ruhte auf dem stillen Gottesacker. Alle waren zu Lebzeiten fleißige Kirchgänger. Ihre Gräber wurden von der Schwester des Uhl gepflegt, und zwar stets einen Tag vor den Festen. Hermann Uhl und seine Schwester aber mieden die Kirche. Man munkelte sogar im Dorf, Uhl wäre nur deswegen Junggeselle geblieben, weil er mit der Braut hätte in die Kirche gehen müssen, denn ohne kirchlichen Segen und ohne Kranz und Schleier galt selbst der schönste Hof nicht! Solch eine Ehe wäre eine Schande. Wohl manche der Töchter ringsum hätte ihn gern zum Mann gehabt, auch wenn sein Hof kleiner gewesen wäre! Uhl war groß und kräftig, sein dunkelblondes Haar voll und glänzend. Seine blauen Augen schienen jedermann bis ins Innerste zu dringen, aber sie sahen aus einem immer ernsten, fast finsternen, tiefgebräunten Gesicht. Seine Leute priesen ihn alle als einen guten und gerechten Herrn, trotzdem niemand von ihnen in die Kirche gehen durfte. — Sonderbarerweise hielt er jedoch darauf, daß alle eine Bibel besäßen. Am Sonntag oder Festtagsmorgen sollte jeder, der Verlangten danach hatte, eine Stunde zur Andacht Zeit haben. Ihn selbst oder seine Schwester



Sogenannte Bauerteller.

Meist Erzeugnisse des heimischen keramischen Gewerbes, sind sie mit bunten, einfachen Feld- und Bauernblumenmustern geschmückt. Anordnung und Beschriftung sind durchaus volkstümlich gehalten.

Mus. Siegfried Glawe

Heimatmuseum Stolp

Erzeugungsumstände kennen. Die fast berühmten Bettzeuge aus dem Rügenwalder Amt mit Darstellungen aus dem Alten Testament, unterscheiden sich äußerlich kaum von den bekannten Damastwebereien aus Friedrichshuld, Kreis Rummelsburg. Während die ersten als reine Bauernerzeugnisse niemals Ware wurden, sind die letzteren doch nur Erzeugnisse einer künstlerisch empfindenden Hausindustrie.

Für diejenigen Volksgenossen, die nicht gerade beruflich oder wissenschaftlich sich mit der Volkskunst beschäftigen müssen, sollen die letzten Beispiele die Schwierigkeiten dieses Arbeitsfeldes beleuchten. Denen aber, die aus Berufung oder innerer Hinneigung diesen Dingen nachgehen, möchten die Ausführungen ein Wegweiser in das noch wenig erforschte Land der Volkskunst sein. Es handelt sich hier um keinen Weg, der anderen nachgetreten wurde, sondern um ein Ergebnis eigener Beobachtungen und Vergleiche. Wenn auch noch andere Straßen ins unbekannte Land führen, so möchte doch auch dieser Pfad hinleiten zu den Quellen unserer Kraft, zu den Wurzeln unseres Volkstums, zum Wesen unserer Ahnen.

sah man nie mit der Bibel in der Hand. Darum nannte man ihn ringsum in den Dörfern den Heiden=Uhl.

\*

Hermann Uhl und seine Schwester Luise saßen beide auf der Bank unter dem Kirschbaum und sahen über die Felder. Sie sprachen von den Ernteaussichten, vom Wetter, auch wohl von diesem und jenem Nachbar. Eine Pause entstand. Beide gingen ihren eigenen Gedanken nach. Luise sah ein paar Mal abwägend zu Hermann. Heute nachmittag hatten die Leute ihr von dem Unglück erzählt, daß Karlin Kallies und ihren Mann betroffen hatte. Sie waren beide gestern Nezeauslegen gefahren. Gegen Morgen war ein Sturm aufgekommen. Der Fischer war schon am Vortage vor der Ausfahrt gewarnt worden. Er war arm und glaubte gerade gestern einen besonders guten Fang zu haben und fuhr allen Reden zum Trost aus. Als in der Nacht der Wind um das Haus brauste, jammerten ihn seine Neze. Beim ersten Frühschein weckte er seine Frau, und ohne sich viel von dem alten Vater und dem vierjährigen Hermann zu verabschieden, waren sie hinausgefahren, um die Neze zu retten. Raum waren sie auf See, als der Sturm mit voller Macht losbrach. Sie waren nicht zurückgekehrt. — Man hoffte zwar noch, daß sie fehl gefahren oder irgendwo an Land getrieben waren. Aber die Hoffnung wurde mit jeder Stunde geringer.

Luise wußte, daß Hermann die stille, aufrechte Karlin sehr gern gehabt hatte. Sie ahnte, daß er sie wohl auch gern zu seiner Frau gemacht hätte, und daß Karlin abgelehnt hatte. — Ob sie den Fischer Kallies schon damals liebte, oder ob der „Heide“ daran schuld war, das wußte sie nicht. Sie wollte nicht, daß irgend ein Fremder Hermann die Nachricht überbringen sollte. Wer weiß, ob er schon mit seiner Enttäuschung fertig geworden war, wenn auch schon Jahre darüber vergangen waren. Es war ihre Pflicht, ihn vorzubereiten. Lange hatte sie nachgedacht, wie sie wohl beginnen sollte. „Sja, för Kallies Vadder is dat je wull nu recht slim!“ begann sie, „un dortau nu ok noch de lütte Jung!“ „Kallies?“ Fragend sah Hermann seine Schwester an. „Wat is mit Vadder Kallies? Is hei krank?“ „Krank wull nich grod,“ antwortete Luise, die Worte dehnend, um Zeit zu gewinnen, „aber nu so alleen, wo hei taum Fischen nu doch schon tau oll is!“ „Alleen, seggst du?“ Hermann wandte sich ganz zu seiner Schwester. „Wo is denn Karlin un sin Sähn?“ „Sja, dat is so, wenn de Minsch nich hüren will un glöwt glieks hungern tau möten, wenn de Sturm em de Nez terrieten deiht.“ Luise versuchte die schlimme Nachricht noch etwas hinauszuziehen. — „Wat rädst du so

drumrüm, wat häst du, wat is doa wäst?“ fragte Hermann ungeduldig. Luise sah ihren Bruder an: „Hermann, ick wullt di dat nich so glieks seggen, wiel dat de beiden nu hüt fröh blewen sün. — Se wiern hüt Morgen utfoahren, all um Klock drei, un nu is dat all Abend, un se sün nich wedder taurüggkamen. De oll Kallies, de hoct an'n Strand mit dat Kind. Hei is nich in't Hus tau bringen, un de Klein, de will nich weg von sin Großvadder.“ Hermann hatte den Kopf abgewandt. Ein Weilschen saßen beide still nebeneinander. Dann stand er langsam auf, und ohne ein Wort zu sagen, ohne sich auch nur nach seiner Schwester umzudrehen, ging er ins Haus. Luise fand bestätigt, daß er Karlin noch nicht vergessen hatte, und ließ ihn gehen; er wollte allein sein.

Eine Stunde später ging Hermann Uhl zur Hintertür hinaus dem Strande zu. Als er fast sein Ziel erreicht hatte, tauchten oben auf den Dünen eine große und eine kleine Gestalt auf. Großvadder Kallies und sein Enkel Hermann. — Karlin Kalliesens Junge hieß Hermann wie Uhl. Uhl erwartete die beiden: „Dag ok, Vadder Kallies,“ sagte er und streckte dem Alten die Hand entgegen. Dieser ergriff sie und meinte, das Gesicht starr und unbewegt: „Et hat keenen Sinn mehr, je sün blewen. — Ik un lütt Hermann sün nu alleen.“ Der kleine Junge sah Uhl aufmerksam an; als der aber keine Miene machte, ihn zu begrüßen, schob er sacht seine kleine Hand in die große Uhls und fragte vertrauensvoll: „Du wist us wull halen, tau min Mudder, jau? Se töwt all tu Hus, Großvadder will dat nich glöwen, ick hew em dat immertau seggt! Hei seggt, Mudder is in Hewen un kümmt nich wedder, aber dat Boot is doch weg, un mit dem Boot foahn all Lüd up See un nich in'n Hewen!“ Uhl räusperte sich verlegen: „Jung, dat is je nu wull verschieden, dat kümmt dorup an. Man kann je wull ok mit'm Boot godwegs in Hewen, un ick glöw, Großvadder hätt recht. Na Hus mäutst du aber nu mit din Großvadder un äten un sloapen, un morgen is ok noch een Dag!“ Klein Hermann schüttelte unwillig den Kopf. Dann sah er fragend zu dem Abendhimmel auf, dann wieder zu Uhl: „An'n Hewen is keen Water nich, bloß wenn't rägen dauht! Doa kann keen Boot hän!“ Alle drei begaben sich jetzt nach Kalliesens Haus. Vor der Tür fragte Großvadder Kallies: „Wat schall nu warn? Ik läm je wull dörch, wenn ick ok schon mine säwentig up dem Buckel hew, aber dat Klein?“ „Wi wulln doa man glieks äwer räden,“ antwortete Uhl und trat mit ins Haus. Mit dem Butterbrot und dem Stück Wurst in der Hand schloß klein Hermann schon am Tisch ein. Großvater trug den Kleinen in die Schlafkammer der Eltern. Als er darin stand und die ausgelegten Betten sah —

kam ein trockenes Schluchzen aus seiner Kehle. Mit dem Kind im Arm wandte er sich und trug den Kleinen in seine eigene Kammer, in sein eigenes Bett. Raum hatte er die Wohnstube wieder betreten, als es an die Fensterladen klopfte. Kallies trat vor die Haustür. Draußen stand der Fischer Holz. Er drehte verlegen die Mühe in den Händen, dann suchte er wie bedauernd mit den Schultern und sagte: „Wi hewen noch eis söcht, doa ganz baben, so grod äwewer von Sohrenbohm, doa driewen nu de Planken. Up ein wier of noch tau läsen: Kallies, Junk . . . Doa wier nu nischt mihr tau moafen. Us deiht dat sibr leed, Kallies.“ — Als der Großvater nur immer schluckte und würgte, aber kein Wort herausbrachte, meinte er: „Na denn in Gott's Namen, gaud Nacht of.“ Holz verschwand in der Dunkelheit. Kallies stand in der Tür und sah ihm nach. Seine Hände öffneten und schlossen sich; da ging sie hin, seine letzte Hoffnung. — Die Planken waren gesichtet, schwimmen konnten seine Kinder nicht. — Hätten sie irgendwo das Ufer dennoch erreicht, hätte er längst Nachricht. Mit unsicheren Schritten ging er in das Haus zurück. Als er Uhl gegenüber am Tisch saß, fragte er nach einer Weile: „Häst hört?“ „Jau“, nickte der. Dann blieb es lange still zwischen beiden. Sie saßen sich gegenüber an dem eichenen Tisch, auf dem friedlich die Petroleumlampe brannte. Sie warf ihren Schein auf die beiden Gesichter, auf das des Greises mit den vielen Falten und Runzeln und den zusammengekniffenen Lippen, dessen Rinn in dem weißen, runden, kurzgeschnittenen Bart verschwand, und das des großen Uhl. Es ließ die bittere Falte um den Mund noch schärfer hervortreten, machte den Schwung der Nase noch Kühner. Die Möbel und Ecken der Stube verschwanden im Schatten. Die alte Uhr an der Wand tickte gleichmäßig. So hielten sie beide Totenwache. Nach fast stundenlangem Schweigen erhob sich der Alte, trat an das dunkle Spind in der Ecke, öffnete die Tür und nahm die Bibel heraus. Da schien ihm etwas einzufallen, einen kurzen Blick warf er auf Uhl, der unbeweglich am Tisch saß. Die Bibel und der Heiden-Uhl? Ach was, er glaubte nicht daran, daß Uhl Gott abgeschworen haben sollte. Seine Religion war: Tue recht und scheue niemand. Er ging mit dem alten Buch zum Tisch, legte es darauf und setzte sich nieder. Er wartete, ob Uhl aufstehen und gehen würde beim Anblick der Bibel. Uhl blieb ruhig sitzen. Er sah auf, griff nach der Bibel. Schlag sie auf wie einer, der gewohnt ist, oft in ihr zu lesen. Ohne viel zu suchen, fand er die Stelle, die ihm die rechte schien, und mit ruhiger Stimme, als sei es selbstverständlich, daß er hier saß mit der Bibel in der Hand, las er, der Heiden-Uhl: „Und ich hörte eine Stimme vom

Himmel zu mir sagen: schreibe: selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an, ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ — Ungläubig starrte Kallies auf Uhl, der sich nicht beirren ließ und mit ruhiger Stimme das Kapitel zu Ende las. Dann blieb es wieder eine Weile still zwischen den beiden. Nach einigem Zögern fragte Kallies gerade heraus: „Uhl, worüm geihst du nich in't Kerk, so dat de Lüd allerlei dumm Tüg äwewer di räden? Wat hätt di de Kerk dahn?“ Uhl sah von der Bibel auf, in welcher er still für sich weiter gelesen hatte: „De Kerk hätt keen Schuld doran,“ erwiderte er, „man bloß de oll Pfaff in't Kerk! Kallies, keen Minsch as min Swester weet, worüm ic in't Kerk mihr tau bringen bin, un ic mäut doch wull in't Recht sün, ansunsten würd min Swester doch nich of taurügg blewen sün. Aber hüt, hüt kann ic di dat vertellen. 't is so all wedder upwäult in mi! Kast du di noch besinnen up us oll Paster Stein? Jau, un up Fischer Jähntes Marieke?“ „Dat is doch de Dellst von Jähnte, de sich versupen hätt?“ fragte Kallies zurück. „Sei hätt sich nich versupen! Wer hätt denn dat seggt? Ic war di seggen, wer dat upbröcht hett; de Paster Stein hätt dat alleen upbröcht! Un weest du of worüm? Wiel dat sin Sähn, de denn in Frankreich falln is, wiel de dat Marieke leiw hewt hätt! Un wiel hei nich von ehr loaten wull un sien Vadder seggt hätt: Vadder, ic bruk ji Erlaafnis nich dortau, ic bün ball Paster so gaud as du! För ne Pastersfru hier up Land is dat nich de Hauptsach, dat se französisch un engelsch läsen kann, doa is de Hauptsach, dat se in de Harten von de Minschers tau läsen versteiht, dat se leiw un gaud is! Jau, un von Stunds an hätt de Oll senniert, wie hei dat utnander bringen künnt. Marieke hätt mi dat all sülwst vertellt. Nu kam de Dag, wo ehr Vadder mit de Hand is in de Häckselmaschin kamen. Doa wullt dat Marieke versäufen, de Nek, de noch buten wiern, alleen intauhale. Keen Minsch hätt se wat dorvon seggt un is los. Dat wier noch ganz dat an Strand. Se hätt sich denn ellig afmäut, dat Boot tau Woater tau bringen un is of blewen, mitten ut ihrlich Arbeet rut, so gaud as Karlin! För den oll Paster wier dat een gaudet Fräten. Hei mökt sich nu grod, as wier he een Späufenticker, de dat all vörher ahnt hätt. Hei wies mit dem Finger un seggt: „Da seht ihr, wie so etwas endet! Das Mädchen versuchte, meinen törichten Sohn einzufangen. Als ihr dies nicht gelang und sie sich blamiert sah, womöglich auch noch andere Gründe hatte, ihre Schande zu verbergen, ging sie hin, das haltlose Geschöpf, und ertränkte sich!“ Un nich nauch doamit, denn hätt hei ehr of noch een ihrlich Begräfnis affproten! Ic wier ümmer gaud Fründ

mit Marieke. As mi dat nu tau Ohren kam, doa packte mi denn bannig de Wut, un ick ging nu hän tau de Paster, so as ick grad wier, ohn Rock, in Hemdsärmel un ohn Kragen un Putz. De Paster kiekt mi denn of so von't Sied an un frögt mi ganzen sien: „Na, Uhl, wie kommen Sie denn hier an? Wollen Sie nicht lieber morgen in ordentlicher Kleidung kommen?“ Hei dauht, as wier hei de leuwe Gottbadder sülvst! Ick hätt aber nu all rod seihn un hew em tauschriegn: „Nä, ick bün kamen, um de Paster tau liehren, dat hei of de Wahrheit tau seggen hätt, grad so as anner Lüüd, un dat kann ick of in min oll Bür, dortau bruk ich nich min Sünndagstüg!“ Hei brüft denn nu gewaltig up un löpt binoah äüwer, aber ick hew em all dat seggt, wat ick von Marieke wußt hew. Of dat dat Mäken man bloß de Nek hätt inhaln wullt. Doa sing hei an von Beweise, de Nek wiern doch noch buten wäst un all son dumm Tüg. — Ick hew dat nich mihr anhörn könnt un hew schriegen, hei wier dat gräufste Leigenmul up Ird. Hei stünd in't Kerk un seggt tau de Lüüd an Gottesdisch: Deine Sünden sind dir vergeben, un is sülvst so voll Sünd un Falschheet, dat em Gott dat wull nich so gliets vergewen würd. Ick hew denn noch seggt, ick bruk keen Kerk un keen Paster nich, un us Herr Jesus hätt seggt: Geh in dein Kämmerlein und bete! Un von stunds an, as Zähnes Marieke an Kerkhofs Tuhn is inscharrt worn as een verendter Hund, doa bün ick nich wedder tau Prädigt wäsen. Aber min Bibel, Kallies, dei hew ick läsen, un ick mäut seggen, dat dat of Gottesdienst wesen is, so gaud, jau, vielleicht noch bäter un ihrlicher as in't Kerk. So wier dat, un nu hew ick di dat seggt, un nu schall dat wedder begrawen sün! Nu will ick di een Wörschlag moaken. Kiek, ick bün nu all tau oll taum Frieigen. Doa is nu kein ein, de min Hof erben deiht. Siw mi Karlins Hermann. Du weest wull, dat ick Karlin leiw hew hätt, aber se hätt wull din Sähn leiw hewt. Dat schall wull so sün. De Jung heet Hermann as ick, nu schall hei of Uhl heeten as ick. Nu bedenk di dat, un morgen fröh will ick em gliets mitnahmen. Dat hei dat gaud bi mi hätt, dat glöwst du mi wull.“

Um anderen Morgen erklärte sich Kallies damit einverstanden, daß Uhl den kleinen Hermann mit zu sich nahm. Luise hatte sich gedacht, daß ihr Bruder zu dem alten Kallies gegangen war, und war beruhigt schlafen gegangen. Als er nun am anderen Morgen mit dem Jungen an der Hand zu ihr kam, da wußte sie sofort, daß Uhl sich einen Sohn ins Haus brachte.

Uhl und klein Hermann schlossen sich eng aneinander an. Wo es nur immer ging, begleitete das Kind „Fründ Uhl“. Zu dieser Anrede kam es folgenderweise: Uhl kam eines

Tages quer über die Felder von der Arbeit. Hermann lief ihm jauchzend entgegen, umfaßte eins von Uhls Beinen und schrie: „Wi hebben een Kalf krägen, as du nich 't Hus wierst! Och, du, dat is jo so nüdlich! Dat mäuts du di gliets anseihn! Du, wo hätt de Kauh denn nu dat Kalf her?“ Ein Lächeln glitt über Uhls Gesicht. Da fingen sie schon an, die Watersorgen! Klein Hermann war zwar auf dem Lande aufgewachsen, aber eben gerade darum beobachtete er nicht das Warum und das Wie. Tiere und Pflanzen gehörten zur Natur, also war alles selbstverständlich und richtig, was geschah. „Tja,“ meinte Uhl erklärend, „dat is grad so as mit de Bläumkes, Jung, doa wier een Samenborn un ut dem is dat Kalf wassen, grad as den Frucht an Plant un Boom. As de Tid doa wier un de Frucht reip, doa is nu dat Kalf kamen.“ Eine Weile schwieg das Kind, angestrengt nachdenkend, dann fragte es schüchtern, Uhl ängstlich dabei ansehend, ob die Frage nicht gar zu dumm wäre: „Du, bün ick of eis son Samenborn wäst? Un Mudder un Vadder un Großvadder un du un all Minschers of?“ „Dat stimmt“, nickte Uhl, „grad so is dat! All Lewen kümmt ut'm Samenborn.“ Nach einer Weile fragte das Kind: „Du, wer büst du denn nu?“ „Ick“, fragte Uhl besremdet zurück, „na, Hermann Uhl!“ „Hm“, nickte der Junge, „aber wat noch? Min Vadder büst du nich, de is dot. Min Unkel büst du of nich, wat büst du denn nu?“ Uhl faßte die Hand des Kindes fester: „Ick bün din Fründ, Jung, din bester Fründ.“ „Is gaud“, nickte der Junge befriedigt, „nu segg ick ümmer Fründ Uhl tau di.“ Und dabei blieb es.

Als Uhl und der Junge in die Stube traten, saß Luise am Fenster und spann. Klein Hermann blieb vor Luise stehen, das Bäuchlein herausgesteckt, die Hände im Rücken, die kleine Stirn nachdenklich gekraust: „Paß man gaud up, dat di de Faden nich riet!“, sagte er altflug, „min Mudder is denn ümmer gliets böß worn!“ „Dei schall mi nich rieten, Jung“, sagte Luise, „aber nu wulln wi äten.“ Nach dem Essen saßen Luise, Uhl und Hermann noch ein bißchen in der Wohnstube. „Du mäutst tau Bed, Jungke“, mahnte Luise, „is all Tid!“ „Och, Sant Lowis“, bettelte Hermann, „en bäten loat mi man noch! Weest du wat? Min Mudder, de hätt ümmer vörm Sloapengoahn mit mi spält un wat sung, dat wier schäun! Du schaft of wat fingen! Kumni, hock di man dal, wi wullen spält: Häst du nich min Mann geseihn?“ „Dat kann ick nich“, wehrte Luise ab, „aber du fast dat jo dörmöaken.“ „Jau“, überlegte Hermann, „dotau hürn aber twei! Aber du fast dat jo liehrn!“ Er hockte sich auf den Boden, hüpfte so auf Luise zu und fragte: „Häst du nich min Mann geseihn? Nu mäutst

du seggn, befaß er: „Wi süht hei ut?“ Luise wiederholte lachend die Worte. Dann antwortete wieder das Kind, und so ging es abwechselnd hin und her: „Wie'n Quaddelkopp“. „So'n hew ick seihn!“ „Wo wier hei denn?“ . . . „Up de Wiesenbrück“. „Wat hätt hei an?“ „Ne rote Tack!“ Nun faßte der Kleine Luise an die Hände und jauchzte: „Jau, jau, dat wier min Mann, de hätt 'ne rote Tacke an!“ Klein Hermann fand das alte Spiel wunderschön und hätte gar zu gern gesehen, daß Luise sich auch hingehockt hätte und mit ihm spielte. Uhl's Schwester aber ging unter einem Vorwand hinaus. Sie hatte Karlin Kallies so deutlich vor sich gesehen, daß ihr die Tränen kamen. Ein Weilchen stand der Junge still, dann lief er auf Uhl zu, kletterte dem flink auf den Schoß und bat: „Fründ Uhl, sing mi wat!“ „Jungke“, wehrte der ab, „ick kann jo gornich singen!“ Aber der Junge bat und bat, bis Uhl nachgab. „Ick weit man bloß een Lied, antwortete Uhl, „dat hätt min Großvadder all von sin Vadder hürt un de wedder von sin Vadder!“ „Iß of gaud“, murmelte Hermann, sich an Uhl's breiter Brust anzuschlend. Uhl schlang seine Arme um sein Wahlkind, wiegte es hin und her und sang:

„As ick lag un sleip,  
 As de Rufuf reip,  
 As de Gäus in't Howre ginge,  
 Wullt ick äuwre Growe springe,  
 Kam de Buer mit'm Dackelschach  
 Slug mi up min Schullerblatt,  
 O weih, o weih, wie weih deiht dat!“

Uhl schwieg, der Junge schien eingeschlafen. Dem Bauer kam in den Sinn, daß dies Lied eigentlich so recht zu ihm paßte. —

\*

Hermann Uhl stand in seiner Schlafkammer und zog seinen Feiertagsrock an. Luise hürstete an ihm herum. „Hermann, ick road di gaud, blew ganz still, wenn de Paster wat seggt, denk ümmer un ümmer, dat wi us kleen Jung behollen wulln. Du weetst doch, wat us Großmudder ümmer seggt hätt, wenn Vadder wat in sin Zähzorn falsch moakt hätt un de Sach wir em denn äwer'n Kopp wassen: Wer sich dull hätt, de dull et. „Nu segg mi man noch een paar Sprüch, ick bün doch keen Insegnungsjung! Wenn't schon een Spruch hüt sin mäut, denn hew ick of een ut min Militärzeit, de ging so: Verschlaf die Zeit, verlern das Denken und mache stets ein Schafsgesicht, laß dich von jedem Ochsen lenken, und wenn er stößt, dann brumme nicht! Mi döcht, de paßt of ganz gaud. Wenn ick bloß nich wegen de Adopschon taum Paster müßt!“ „Du kennst jo den nigen Paster gornich,“ warf Luise ein. „Un denn, wat schall hei doagegen dauhn? Du büst een ihrlich Minisch un häst nist unrechts dahn! Du büst . . .“ „De Heiden=Uhl“, setzte Uhl

die Rede fort, „is dat nich nauch?“ „Iß di dat leid, Hermann?“, fragte Luise, „de Heiden=Uhl, jau, aber een gauden Christ büst of.“ Uhl erwiderte nichts. Er griff nach seinem weichen, schwarzen Hut, nahm den Krückstock in die Hand: „Ißchüs of un paß up den Jung up, Lowis!“ grüßte er und verließ die Stube. So lange war er den Weg zur Kirche und Pfarre noch nie gegangen. Immer wieder blieb er stehen und grübelte. „Fründ Uhl,“ murmelte er vor sich hin, „Fründ Uhl! Schall Karlin's lütt Jung hungern un frieren, wiel dat de Heiden=Uhl den Weg taum Paster nich findt?“ Endlich stand er vor der Pfarre. Er wischte sich umständlich die Füße ab, ehe er den Klingelzug ergriff. Da tat sich die schwere Eichentür auf, und vor ihm stand ein hochgewachsener Mann in seinem Alter. „Kommen Sie nur herein, Herr Uhl“, sagte dieser freundlich, als hätte er den Besucher erwartet. Er ging voran und öffnete die Tür zu einem mit alten Möbeln behaglich ausgestatteten Zimmer. In einem Ohrensessel am Fenster saß eine alte Frau, die mit ihren hellen, blauen Augen auf Uhl sah. „Gott, der Bauer Uhl, wie mich das freut“, sagte sie, dem Eintretenden die Hand entgegenstreckend. Mein Sohn hat Sie schon in der vorigen Woche erwartet, aber hier auf dem Lande geht das nicht so. Ich weiß das genau, bin ja eine Bauertochter. Leopold“, rief sie ihrem Sohn zu, „nimm doch unserm Besuch Hut und Stock ab“. Leopold Graland, der Pfarrer, nahm Hut und Stock des Bauern und drückte diesen in einen bequemen Sessel. „Na, lieber Uhl, was macht ihr Söhnchen Hermann?“ „Och“, antwortete Uhl, „dat geht em gaud“. Er war vollkommen überrumpelt. Mit der dem naturverbundenen Menschen eigenen Gabe, spürte er, daß die Freundlichkeit echt war, daß in den Augen der Greisin kein Falsch war, und daß der Pfarrer seinen Hut und Stock genau so selbstverständlich hinaustrug wie etwa den des Herrn Superintendenten. „Was wollen Sie lieber haben, Buttermilch, ganz frisch vom Faß“, scherzte der Pfarrer, „oder einen Korn? Sie wissen doch, daß man einen Gast, der das Haus zum ersten Mal betritt, nicht ohne Zehrung lassen darf!“ Uhl entschied sich für Buttermilch, und ehe er sich dessen versah, war er mit des Paster's Mutter in ein Gespräch über Milchwirtschaft verwickelt. Paster Graland saß Uhl gegenüber und sah aufmerksam in dessen Gesicht. Der bittere Zug um den Mund entging ihm nicht. Was hatte den Mann so gezeichnet? Er wußte, sein Vorgänger gehörte zu den Kollegen, die ihre Stellung den Bauern gegenüber aus ihrer Herrschsucht heraus ausnützten. Er mußte daran denken, wie empört seine gute Mutter war, als er einer alten Tagelöhnerin kurz nach seinem Amtsantritt ein Schreiben aufsetzte und die ärmliche



Rudolf Krampe

Strand bei Gentenbogen

Frau sich entschuldigte, daß sie dem Herrn Pfaster man bloß 10 Eier mitgebracht hätte, sie wüßte zwar, daß der Herr Pfaster nie etwas verlange, aber es sei eben so Sitte, daß man etwas mitbringe als Dank. Sie könne nun leider nicht mehr entbehren. Die Frau hatte, als sie die Pfarre verließ, in ihrem Körbchen außer den Eiern ein Glas Honig und eine Wurst. Der Pfarrer wählte aber am nächsten Sonntag den Text: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid! Er sagte den Bauern, Fischern und Tagelöhnern, daß er der Gemeinde dienen wolle, daß nur jeder zu ihm kommen solle, der einen Rat brauche. Nach einer kleinen Pause setzte er hinzu „. . . aber bringen sollt Ihr mir nichts! Seht einmal, was ich zu bekommen habe, ist von Amtswegen festgelegt. Es gehört zu meinen Pflichten, Euch zu beraten. Um doppelte Bezahlung anzunehmen, bin ich zu stolz, ebenso wie Ihr zu stolz wäret, etwas doppelt bezahlt zu nehmen. Nun bitte ich Euch um noch etwas. Laßt mich Euer Freund sein, laßt mich teilnehmen an Euren Freuden und Leiden. Dann sprach er das Schlußgebet. Wie in alter Zeit, als Pastor Stein noch nicht in salbadernder Rede „seinen“ Bauern den Text las, sprachen sie alle laut und einmütig das Vaterunser, und es klang freudig und hoffnungsvoll. Vor der Kirchthür empfingen ihn dann freundliche Gesichter, als er mit seiner Frau, seiner Mutter und seinem Ältesten dem Pfarrhaus zuschritt. Es lag Stolz und Vertrauen in den Stimmen der Dörfler, wenn sie „us Paster“ sagten. Dies alles war Uhl nicht zu Ohren gekommen, denn hierzulande rührte man nicht an Dinge, welche ein anderer in sich verschloß. Pastor Graland mischte sich nun in das Gespräch, und man hörte Uhl sogar ein paar Mal leise lachen. So recht gemütlich saßen sie beisammen, als sich die Tür aufthat und die Pastorfrau mit Buttermilch und Gebäck eintrat. Auch sie begrüßte den Gast auf das herzlichste. Als Leopold Graland nachher in seinem Studierzimmer alles zur Adoption Nötige aufschrieb und die Papiere, die er dazu brauchte, forderte, stellte er keine Frage an Uhl. Nur nachdem alle Förmlichkeiten erledigt waren, ergriff er des Bauern Hand und sagte: „Ich weiß, Uhl, sie kamen feindlichen Sinnes hierher. Ich will nicht wissen warum, sie sollen mir auch nichts erzählen, aber ich hoffe, daß Sie in mir einen Menschen sehen, der es gut und ehrlich meint. Mein Jüngster ist übrigens gerade so alt wie Ihr Hermann. Wenn Sie den Jungen entbehren können, schicken Sie ihn doch her, daß die beiden zusammen spielen können“.

Uhl trat tief in Gedanken versunken den Heimweg an. Er fühlte sich wie von einer großen Last befreit.

Luise erwartete Hermann bereits seit langem. Sie ängstigte sich seines Ausbleibens wegen. Hatte es nun wieder einen Streit auch mit dem neuen Pastor gegeben? Wäre sie doch lieber selbst gegangen; aber das ging wohl nicht an. Hermann mußte das doch wohl allein erledigen. Da endlich sah sie ihn den Kirchsteig heraufkommen. Er schwenkte seinen Hut und sah garnicht zornig aus, im Gegenteil, fröhlich war er, wie Luise ihn seit langem nicht mehr gesehen hatte. Als er seine Schwester erreicht hatte, legte er ihr beide Hände auf die Schultern und sagte: „Nu hewen wi ball de nigen Hermann Uhl. Jau, jau, us Paster, ic segg di, dat is een Kirl! Nächsten Sünndag geiht dat nu wedder int Kerk!“ —

## Dorfkirche

Ein Mütterchen, urgrau, in Sonn' und Nacht  
hält Wacht, hält gute, treue Mutterwacht.

Mit lieben Augen blickt's die Gassen her  
und atmet schwer — und atmet manchmal schwer.

So Jahr um Jahr, das in die Schollen rinnt,  
spürt es den Lebenswind, den Totenwind.

Mit leisen Fingern, wie's die Mütter tun,  
streicht es die Hügel, da die Toten ruhn.

Doch Sonntags, horch, wie hell sein Stimmchen klingt,  
das Frieden, allem Leben Frieden bringt.

Franz Vöbtle

## Ernte

Ein Zug des Schmerzes geht durchs Aehrenfeld:  
Die Sensen siren, und die Halme sinken.  
In müden Garben wartet reife Frucht —  
Das Bild der Ernte und — des Herbstes Winken.

Wohl küßt voll Blut die Sonne noch das Land,  
wohl weben noch in Gärten Blumendüfte,  
und doch, als wenn ein Kind ganz leise weint,  
bebt still ein Wehklang durch die Sommerlüfte.

Und diese Töne sind es, scheideschwer,  
die ahnungstief durch deine Seele wallen.  
Du spürst den Zug des Schmerzes um dich her —  
Die Sensen siren, und die Halme fallen . . .

Hans Volbt

# Über pommersches Notgeld

Von August Zöllner, Misdroy

„Unsere Zeit verlangt von den Museen, daß sie geistig mitschwingen, nicht sich auf das Abgeschlossene beschränken. Abgeschlossenheit ist Erstarrung. Ein Museum, das nicht dem ästhetischen Genuß einer kleinen Schicht, sondern der Bildung aller Kreise dienen will, soll also auf ein Interesse eingehen, das jetzt weiteste Kreise erfaßt hat: auf die vergleichende Zusammenstellung von Notgeld \*).“

Mit diesen Worten leitete der Museumsdirektor Professor Dr. Weber am 3. April 1921 seine Eröffnungsrede anlässlich der Notgeldausstellung im städtischen Museum der Stadt Jena ein. Wenn nun schon z. Bt. der Inflation von berufener Seite auf die Notwendigkeit der vergleichenden Zusammenstellung von Ersatzwertzeichen hingewiesen und zur Anlegung von Notgeldsammlungen aufgefördert wurde, um so dringender muß heute, nachdem die Inflation der Geschichte angehört, auf den historischen Wert des Notgeldes hingewiesen werden. Ja, Notgeldsammlungen sollten nicht nur in den Museen und Münzkabinetten der Großstädte zu finden sein, sondern auch in jedem Heimatmuseum zur Ausstellung gelangen. Aber auch jeder Freund der heimischen Geschichte sollte sich mit dem Notgeldstudium befassen und an die Erhaltung der kulturhistorischen Gedenkmale (\*\*), denn um solche handelt es sich ja, mitarbeiten. Denn was die Gedenkmünzen, die gerade in den letzten Jahren von der Reichsbank herausgegeben wurden, für das Kulturleben des Deutschen Reiches bedeuten — es sei hier nur an die Gedenkmünze zur Jahrtausendfeier der Rheinlande im Jahre 1925, an den Gedenktaler zur Erinnerung an den Weltflug des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ im Jahre 1929, an die „Gedenkmünze zur deutschen Schicksalswende“, die im Jahre 1933 geprägt wurde, sowie an die Saar-Gedenkmünze aus Anlaß der am 13. Januar 1935 erfolgten Saarabstimmung erinnert —, das bedeuten für die Stadt- und Gemeindeverwaltungen die Notgeldausgaben, nämlich: geschichtliche Kulturdenkmäler. An dieser Tatsache können die vereinzelt zur Ausgabe gelangten Spekulationsnotgeldscheine nichts ändern.

\*) Die Rede gelangte in der „Jenaischen Zeitung“ Nr. 79 v. 6. April 1921 und in der kulturgeschichtlichen Beschreibung „Das Deutsche Kriegsnotgeld“ von W. Braune, Görlitz 1921, Band I, Seite 101 ff., zum Abdruck.

\*\*) Jetzt ist es noch Zeit, Spezialsammlungen anzulegen; ein oder zwei Jahrzehnte später wird es schon schwer halten, eine vollständige Sammlung (z. B. von dem Notgeld einer Stadt oder gar eines Kreises) zu erhalten.

Jede Münze, jeder Schein hat eine Geschichte und verkündet Geschichte. So erinnern uns z. B. die ersten Notgeldausgaben an die Tage der Mobilmachung, die Kleingeldscheine und die Münzen aus Eisen, Messing, Zink und Aluminium an die Zeiten der Lebensmittelmärkte und an die Ersatzwirtschaft, das Großgeld an die Revolution, die Milliarden- und Billionenscheine an die Inflation und das erste wertbeständige Notgeld an die Deflation und an die langsame Gesundung der Volkswirtschaft. Betrachtet man aber die einzelnen Scheine und Münzen genauer, dann werden nicht nur Erinnerungen an miterlebte, schwere Zeiten heraufbeschworen, sondern auch unsere mangelhaften geographisch-geschichtlichen Kenntnisse aufgefrischt, der Kunstsinne angeregt und Heimatliebe geweckt. Ja, die Notgeldmünzen und Ersatzwertscheine mit ihren Wappen, Bildern und Sprüchen haben kulturgeschichtliche Bedeutung erlangt, weil sie nicht nur zu stummen Rindern jener Notjahre, sondern auch „zur Chronik unseres Volkslebens geworden sind“.

Zwar hat man schon hier und da den Wert des Notgeldstudiums erkannt, wissenschaftliche Vorträge gehalten, Abhandlungen geschrieben und Notgeldausstellungen veranstaltet. Eine grundlegende Arbeit über die Notgeldperioden der Provinz Pommern ist bisher aber noch nicht erschienen. Auch an einzelnen Abhandlungen, z. B. über die Notgeldausgaben innerhalb eines Kreises oder über die Ausgabe von Ersatzwertzeichen einer Stadt, fehlt es bisher. Das mag nun daran liegen, weil wir den Dingen noch zu nahe stehen; denn seit Ende der Inflation ist wenig mehr als ein Jahrzehnt ins Land gezogen.

Um in Pommern den Reigen zu eröffnen, habe ich mich zur Veröffentlichung der vorliegenden Arbeit entschlossen (\*\*). Obwohl kurz auf die Geschichte des Notgeldes eingegangen werden mußte, wird ein Anspruch auf Vollständigkeit nicht erhoben, denn die Arbeit will nur als Baustein, als Beitrag zur pommerschen Notgeldkunde gewertet werden und soll zum Notgeldstudium anregen. Jeder Kritik hinsichtlich der künstlerischen Aufmachung und auch der Sprüche und Verse habe ich mich enthalten. Erst wenn meine Sammeltätigkeit abgeschlossen ist, das heißt wenn ich sämtliche pommersche Spruchscheine besitze, beabsichtige ich, in einer kritischen Arbeit näher darauf einzugehen. Ich fordere daher jeden Heimat- und Geschichtsfreund zur Mitarbeit auf und wäre für Quellenangabe und sonstige Angaben und Hinweise sehr dankbar.

\*\*) Wir haben dem Aufsatz des Herrn August Zöllner gerne Raum gegeben und begrüßen seine Bestrebungen auf das lebhafteste. Mancher unserer Leser — daran zweifeln wir nicht — wird seinen Anregungen gern Folge leisten. Schriftleitung.



„Ich bin ein Kind der Not aus schwerer Zeit,  
Ich, wären alle Menschen erst gescheit,  
Dann würde auch die Welt vom Leid genesen,  
Und ich wär' mehr als ein Papier gewesen!“  
(50-Pfg.-Gutschein der Stadt Schlawe vom 1. Juli 1920.)

Einen besseren Taufspruch könnte die Schlawer Stadtverwaltung nicht wählen; denn kürzer und treffender läßt sich die Geschichte des Notgeldes nicht darstellen. Allgemein wird angenommen, daß die Ausgabe von Ersatzwertzeichen erstmalig während des Weltkrieges erfolgte. Das ist nun nicht der Fall; denn „Notgeldausgaben waren stets Begleiterscheinungen des Krieges“<sup>1)</sup>. Ein paar Beispiele aus Pommern mögen als Beweis dienen:

Während der Belagerung durch Wallenstein ließ der Rat der Stadt Stralsund im Jahre 1628 achteckige kupferne Notmünzen prägen und sogenannte „Restzettel“ ausgeben<sup>2)</sup>. Im Jahre 1807 gelangte in Kolberg während der Belagerung durch die Franzosen aus Mangel an Scheidemünzen handschriftliches Zettelgeld „unter Königl. Garantie“ zur Ausgabe<sup>3)</sup>. Aus Mangel an Kupfergeld ließ die Stettiner Firma Schulz & Lübcke im Jahre 1873, also nach dem siegreichen deutsch-französischen Kriege, kleine 3 Pfennig-Messingmarken prägen<sup>4)</sup>.

Über nicht nur in Deutschland gelangte in früheren Zeiten Privatnotgeld in größeren Mengen zur Ausgabe, sondern 1791/92 in Frankreich, 1848/49 in Oesterreich-Ungarn und 1861/65 sogar in den Vereinigten Staaten von Amerika.

In Deutschland machte sich bekanntlich schon kurz nach Ausbruch des Weltkrieges überall ein Mangel an Zahlungsmitteln bemerkbar. Zwar wurden von Seiten des Staates Gegenmaßnahmen getroffen. Es gelangten nämlich Darlehnskassenscheine in den Werten zu 1, 2, 5, 20 und 50 Mark zur Ausgabe, später auch eiserne 5 und 10 Pfg.-Stücke. Aber der Geldmarkt war durch das Heeresaufgebot zu sehr angepannt, die Maßnahmen der Reichs-

bank reichten nicht aus, und so sahen sich nicht nur die Gemeinde- und Stadtverwaltungen, sondern auch Privatunternehmer veranlaßt, Notgeld herstellen zu lassen und in Umlauf zu setzen<sup>5)</sup>.

Diese Ausgaben verstießen nun zwar gegen das Münzgesetz, doch blieb der Reichsregierung weiter nichts übrig, als ein Auge zuzudrücken.

In Pommern gab die Stadt Lauenburg das erste Notgeld des Weltkrieges heraus. Es gelangten im Jahre 1914 für 14 000 Mark 10 Pfg.,  $\frac{1}{2}$ , 1 und 2 Mark-Gutscheine auf farbigem Schreibleinwand zur Ausgabe<sup>6)</sup>. Weitere Notgeldausgaben erfolgten in Pommern aber erst, nachdem der Preussische Minister für Handel und Gewerbe laut Erlaß vom 15. Dezember 1916 die Regierungspräsidenten ermächtigt hatte, den Städten und Gemeinden, je nach Bedürfnis, die Ausgabe von Ersatzwertzeichen „unter zweckentsprechender Aufsicht“ stillschweigend zu gestatten.

„Von der allgemeinen Weitergabe dieses Erlasses an die Gemeinden ersuche ich abzusehen. Ob und in welcher Form eine Mitteilungsanfrage an einzelne größere Gemeinden empfehlenswert ist, bleibt Ihrer Entscheidung überlassen.“

Aber schon wenige Monate später mußte das Finanzministerium laut Verfügungen vom 31. März und 14. April 1917 weitere Zugeständnisse machen, ja, mit Erlaß vom 8. Mai die Ausgabe von Notgeld sogar sanktionieren.

„Unter dem Zwange der derzeitigen Verhältnisse haben wir uns genötigt gesehen, die Ausgabe von Notgeld durch Gemeinden und Betriebe ausnahmsweise zu dulden, obschon wir uns darüber klar sind, daß diese Maßregel große Anzuträglichkeiten im Gefolge hat.“

Auf Grund dieser Verfügungen wagte man es auch in Pommern, Ersatzwertzeichen herauszugeben. Lauenburg eröffnete am 9. Januar 1917 den Reigen; dann folgten die Städte Stargard (15. Januar), Kolberg (1. März)<sup>7)</sup>,

<sup>1)</sup> Vgl. Keller, „Stadtgeldscheine aus alten Zeiten“, „Das Notgeld“, 2. Jahrgang, Mai 1920, Heft 2.  
<sup>2)</sup> Vgl. Hoffmann, Tassilo, „Stralsunds Münz- und Geldwesen im Belagerungsjahre 1628“, Baltische Studien, Neue Folge, Bd. XXX, S. 105 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg, Lebenserinnerungen, Leipzig-Berlin 1909, S. 117 ff. (Empfehlenswert: „Tagebuch der Belagerung Kolbergs im Jahre 1807“, Kolberg 1933, Prangische Buchhandlung.)

<sup>4)</sup> Eine Anzahl Not- und Belagerungsmünzen, darunter 4 Stück aus Pommern, bewahrt das Berliner Münzkabinett auf. Schrankasten Nr. 21, Dep. 38 und 42. — Greifswald 1631 und 1698: Dep. 34 und 47; Stralsund 1628 und 1718. — Das Berliner Münzkabinett hat kürzlich aus Privathand einen Satz gut erhaltene Scheine (2, 4 und 8 Groschen), die während der Belagerung Kolbergs herausgegeben wurden, käuflich erworben. Es handelt sich hier um feste Pappstücke in der Größe  $4\frac{1}{2}$  mal 7 cm.

<sup>5)</sup> Vorderseite oben herum: Schulz & Lübcke, unten herum: Frauenstraße 37, in der Mitte: Stettin 3 Pfennige, unten herum: „Aus Mangel an Kupfermünze“. Größe 23 mm. (Vgl. „Das Notgeld“, 1. Jahrg., Juli 1919, Heft 1, bezw. „Numismatische Mitteilungen“.

<sup>6)</sup> Das Brauhaus in Bremen hat das erste deutsche Notgeld des Weltkrieges herausgegeben, und zwar schon einen Tag vor Kriegsbeginn; nämlich am 31. Juli 1914. Zu der polnischen Stadt Kalisch wurde am 1. August das erste russische Notgeld in Zahlung gegeben; in Frankreich dagegen war es die Stadt Nancy, die am 2. August 1, 2 und 5 Frankenscheine herausgab. (Nach Keller, Das Notgeld, 9. Jahrg., April 1927, S. 2 ff.)  
<sup>7)</sup> Im Jahre 1917 gab Lauenburg schon für 51 620 Mark Ersatzwertzeichen aus und zwar Gutscheine über 5, 10 und 50 Pfg. Die Ausgabe erfolgte am 9. und 24. Januar.

<sup>8)</sup> Für die Kleingeldscheine bezahlte die Stadt Kolberg an Druckkosten am 21. März 1917 für 20 000 Scheine zu 10 Pfg., ebensoviel zu 25 Pfg. und 10 000 zu 50 Pfg. insgesamt 200 Mark. Eine spätere Nachbestellung von 30 000 Stück zu 50 Pfg. kostete 162 Mark. Schivelbein zahlte für je 1000 Stück der 50 Pfg.-Scheine vom 1. Juni 1917 13,50 Mark; für die ganze Auflage von 30 000 Stück also 405 Mark. (Notgeld, Nr. 5/6, Juni 1926, S. 92.)

Pasewalk (5. März), Bütow (31. März), Belgard (1. April), Swinemünde (9. April), Wol-  
lin (1. Mai) und Schivelbein (1. Juni). Im  
Jahre 1917 ließen auch einzelne Städte, wie  
Greifswald, Stettin, Stralsund und Swine-  
münde Hartnotgeld prägen. Aber auch einzelne  
Privatfirmen entschlossen sich zur Notgeld-  
ausgabe. Während z. B. die Firma Jul. Witz-  
ting, Stettin, im Jahre 1917 Gutscheine (ohne  
Datum, gestempelt) über 1 Pfg. herausgab,  
ließ im gleichen Jahre die Stettiner Firma  
Joh. Walpulski in der Präganstalt von L. Chr.  
Lauer, Nürnberg<sup>9)</sup>, eine Anzahl achteckiger  
Zinkmünzen (1, 2, 5 und 10 Pfg.) prägen und  
in Umlauf setzen<sup>10)</sup>.

Im Herbst 1918, nach den militärischen  
Mißerfolgen, setzte eine panikartige Bargeld-  
hamsterei ein, die verfügbaren Zahlungsmittel  
wurden immer knapper, so daß sich der Mini-  
ster für Handel und Gewerbe aus wirtschaft-  
lichen und politischen Gründen dazu entschlie-  
ßen mußte, die Mithilfe der größeren Städte  
erneut in Anspruch zu nehmen. In der be-  
treffenden Verfügung vom 9. Oktober 1918  
heißt es u. a.:

„Aller Voraussicht nach wird in nächster  
Zeit sich ein sehr starker Bedarf an Zahlungs-  
mitteln geltend machen. Die Reichsbank kann  
diesen Bedarf nicht befriedigen, da die Be-  
stände an Noten und Scheinen dazu nicht  
ausreichen und die Reichsdruckerei infolge  
von Personalmangel neue Stücke nur in be-  
schränktem Umfange herzustellen vermag. An-  
gesichts dieser Lage hat die Reichsbank den  
größeren Städten anheimstellen lassen, der  
Ausgabe von Ersatzwertzeichen sofort näher  
zu treten und deren schleunige Anfertigung  
in den erforderlichen Abschnitten, namentlich  
in solchen zu fünf Mark, zehn Mark und  
zwanzig Mark, unverzüglich vorzubereiten.  
Um der Fälschungsgefahr zu begegnen,  
müssen die neugeschaffenen Wertzeichen den  
Vermerk tragen, daß sie innerhalb einer  
kurzen, nicht über den 1. Februar 1919 zu  
erstreckenden Laufzeit zur Einlösung ge-  
langen . . . Wir ermächtigen Sie, die Aus-  
gabe von Ersatzwertzeichen innerhalb Ihres  
Bezirktes entsprechend den vorstehenden Be-  
dingungen zuzulassen. Von der Erteilung  
einer ausdrücklichen Genehmigung ist ge-  
mäß den bisher beobachteten Grundsätzen  
abzusehen.“

Obwohl die Ausgabe von Ersatzwertzeichen  
durch die Städte und größeren Gemeinden eine  
dringende Notwendigkeit war und die Kom-  
munen direkt zur Ausgabe von Notgeld auf-  
gefordert wurden, durfte eine offizielle Ge-

<sup>9)</sup> In Nürnberg wurden die meisten Notgeld-  
münzen geprägt.

<sup>10)</sup> Im Jahre 1918 durften aus kriegswirtschaft-  
lichen Gründen Zinkmünzen nicht mehr geprägt werden.

nehmigung von seiten des Regierungspräsi-  
denten nicht erteilt werden.

Auch in Pommern gelangten auf Grund  
dieser Verfügung im Herbst 1918 außer Klein-  
geldscheinen auch Großgeldscheine in den ge-  
wünschten Werten zu 5, 10, 20 und 50 Mark  
zur Ausgabe, und zwar von den Städten:  
Anklam, Belgard, Demmin, Greifswald, Rol-  
berg, Lauenburg, Neustettin, Nörenberg,  
Pollnow, Stargard, Stettin<sup>11)</sup>, Stolp und  
Stralsund. Auffallend ist jedoch, daß die Stadt  
Neustettin schon vor Erteilung der Ausgabe-  
erlaubnis Großgeldscheine drucken ließ und ver-  
ausgabte. Die Ausgabe erfolgte nämlich schon  
am 5. Oktober, während die Verfügung erst  
am 9. Oktober erlassen wurde, infolgedessen  
also erst einige Tage später zur Kenntnis der  
Ausgabestellen gelangen konnte. Die Großgeld-  
ausgabe muß als zweite Notgeldperiode der  
Provinz Pommern bezeichnet werden.

Die während der ersten pommerschen Not-  
geldperiode herausgegebenen Ersatzwertzeichen,  
Gutscheine oder Plakanweisungen, sind an der  
einfachen, besser gesagt, schmucklosen Ausfüh-  
rung leicht erkennbar. Auf ein künstlerisches  
Aussehen bezw. auf Gediegenheit der Scheine  
wurde kein Wert gelegt. Viele Gutscheine  
wurden sogar nur einseitig bedruckt, oft fehlte  
das Ausgabedatum und der erforderliche Ein-  
lösungsvermerk. Als Ersatzgeldzeichen tragen  
sie also vielfach deutlichen Interimscharakter  
(Uebergangsmerkmale), mit deren baldiger Ein-  
lösung oder Einziehung man bestimmt zu  
rechnen schien. Später trat jedoch ein völliger  
Wandel ein. Denn als das Notgeld die Auf-  
merksamkeit der Sammler erregte, wetteiferten  
die einzelnen Notgeldausgabestellen mitein-  
ander; denn keine Stadt, keine Gemeinde oder  
Privatfirma wollte hinsichtlich der künstlerischen  
als auch eigenartigen Wirkung hintenanstehen.  
Namhafte Künstler wurden um Entwürfe ge-  
beten und leistungsfähige Druckfirmen ermittelt.  
Trotzdem wurden von besonders geschäfts-  
tüchtigen Ausgabestellen Scheine herausge-  
geben, deren Geschmacklosigkeit nicht nur die  
Kritik der Sammler herausforderte, sondern  
auch die Behörden zur Beschlagnahme ver-  
anlaßte.

Gab es schon während des Krieges eine  
Anzahl Notgeldsammler, so war die Zahl der  
Liebhaber nach wenigen Jahren so groß ge-  
worden, daß sich Notgelddändler etablieren  
konnten. Ja sogar Kataloge und Zeitschriften  
wurden herausgegeben, Vereine gegründet und

<sup>11)</sup> Die 20 Mark-Scheine der Stadt Stettin vom  
Jahre 1918 gelangten 1922 mit Ueberdruck versehen als  
100 Mark-Scheine erneut zur Ausgabe. Um Verfä-  
schungen von zurückgebliebenen Stücken zu verhüten,  
wurden die Scheine besonders gekennzeichnet. Es ge-  
langten aber nur etwa 80 Scheine mit Prägstempel  
(Greifenkopff) und Ueberdruck versehen zur Ausgabe.

Ausstellungen veranstaltet<sup>12)</sup>. Und nun setzte die Spekulation mit Notgeld ein. Ganze Serien erschienen, einzelne Ausgabestellen inserierten sogar in Fachzeitschriften oder beauftragten Privatfirmen mit dem Vertrieb. So gab z. B. die Massower Stadtverwaltung folgendes Inserat auf:

#### Stadtgeld von Massow.

Wir haben noch kassenfrische Notgeldscheine zu 10, 25 und 50 Pfg. zum Nennwert abzugeben. Bestellungen sind Gegenwert und Porto beizufügen. Der Magistrat.

Massow, Bez. Stettin, den 19. 1. 1922.  
(„Das Notgeld“, 4. Jahrg. v. 15..2. 1922.)

Auch das Inserat einer Privatfirma bringen wir hier zum Abdruck:

#### Notgeld der Stadt Labes.

Schlurrenserie 50, 75 Pfg., 1, 2 Mk. — 7 Mk. Mit Namenszug des Bürgermeisters, abgestempelte Scheine. (Ausgabe nur 1500 St. u. fast alle im Verkehr gewesen, aber sehr gut erhalten.) Serie 17, Händler Offerte einholen.

Bahnhofsbuchhandlung Schaerke, Labes.  
(a. a. O., Heft 9/10.)

Einzelne Ausgabestellen aber gaben nicht einmal die Scheine zum Nennwert ab, sondern forderten und bekamen auch Ueberpreise. Die Stadt Ueckermünde forderte z. B. für einen Satz zum Nennwert von 1,50 Mark ohne Porto für die Zustellung 8,50 Mark (a. a. O., S. 235). Zum größten Teil handelt es sich hier um ungerechtfertigte Forderungen der Ausgabestellen. Sie lassen sich nicht immer, wie man heute gerne annehmen möchte, durch die fortschreitende Inflation entschuldigen. Die Beschwerden der Sammler und Notgeldhändler aber hatten selten Erfolg.

Natürlich konnten der Reichsregierung diese Spekulations- oder „Nepp“-Notgeldausgaben nicht verborgen bleiben, und schärfere Bestimmungen wurden erlassen<sup>13)</sup>. In einem Erlaß des Ministers für Handel und Gewerbe vom 3. Mai 1921 heißt es u. a.:

„Der in den Runderlassen über die Ausgabe von Ersakwertzeichen aufgestellte Grundsatz, Ersakwertzeichen nur zuzulassen, soweit ein zwingendes Bedürfnis vorliegt, und den Umlauf von Ersakwertzeichen nur so lange zu dulden, als die gesetzlichen Zah-

lungsmittel zur Versorgung des Verkehrs nicht ausreichen, ist mehrfach nicht innegehalten worden. Das Bestreben unter Ausnutzung des Sammelleifers des Publikums aus der Ersakwertzeichenausgabe eine Einnahmequelle für die Ausgabestellen zu schaffen, ist mehrfach hervorgetreten und in einzelnen Fällen auch zugegeben worden. Wir ersuchen, solcher mißbräuchlichen Verwendung von Ersakwertzeichen durch die Ausgabestellen entgegenzutreten<sup>14)</sup>.“

Aber auch diese Verfügung stand offenbar nur auf dem Papier und fand wenig oder gar keine Beachtung. Zwar gelangten die von der Randower Kreisverwaltung herausgegebenen Serienscheine nicht mehr in den Verkehr und durften nur an die Sammler abgegeben werden. Auch wurde z. B. den Städten Belgard und Bütow die Genehmigung zu einer geplanten Neuausgabe von der zuständigen Kösliner Regierung nicht mehr erteilt. Auch die Reichsbank erhob gegen eine Serienausgabe der Stadt Stettin wegen der unvorschriftsmäßigen Inhaberklausel Einspruch. Die Stettiner Scheine, die schon im Verkehr waren, mußten dann auch zurückgezogen werden. Aber es wurden immer wieder Auswege gefunden. Stettin ließ z. B. die beanstandeten Scheine überdrucken („So knapp das Brot, Seefahrt tut not“ — „Das Gebot der Stunden hat mich erfunden“). Die Bütower Stadtbank und die Sparkasse der Stadt Belgard gaben Kleinschecks heraus. So wurden die Bestimmungen umgangen.

Es wurde aber auch Privatnotgeld ohne behördliche Genehmigung herausgegeben. So gab z. B. der Verleger W. Gefellius in Demmin am 1. November 1918 Gutscheine über 1 und 50 Pfg. heraus; denn in den letzten Monaten des Kriegsjahres 1918 hatte sich der Mangel an kleinen Zahlungsmitteln besonders stark bemerkbar gemacht. Obwohl die Firma die zuständige Steuer- und Zollbehörde von der beabsichtigten Notgeldausgabe in Kenntnis setzte, wurde sonderbarerweise kein Einspruch erhoben; denn diese Behörde durfte eine Genehmigung nicht erteilen, und so wurde später gegen den Verleger ein Verfahren eingeleitet. Zwar waren die Gutscheine nur für den eigenen Betrieb bestimmt; nämlich für die Abwicklung des Zahlungsverkehrs der Firma mit ihrem Personal. Trotzdem gelangten die Scheine in den öffentlichen Verkehr und wurden sogar gerne in Zahlung genommen. Zu einer Verurteilung des Herausgebers kam es jedoch nicht; das Verfahren wurde eingestellt, und der Verleger kam mit dem bloßen Schrecken davon<sup>15)</sup>.

<sup>12)</sup> In Hannover fand im Februar 1921 die erste größere Notgeldausstellung statt.

<sup>13)</sup> Der Minister für Handel und Gewerbe verfügte schon am 22. November 1917 u. a.: „Es liegt nicht im öffentlichen Interesse, daß das wegen des Mangels an kleinen Zahlungsmitteln ausgegebene Notgeld, so lange es zur Erleichterung des Zahlungsverkehrs gebildet wird, diesem zu Sammelzwecken entzogen wird. Die Behörden haben sich daher jeder Auskunftserteilung und sonstigen Tätigkeit, die die Sammlung von Notgeld zu fördern geeignet ist, zu enthalten.“ (An die Herren Regierungspräsidenten. Betrifft: Maßnahmen gegen Verwendung von Notgeld zu Sammelzwecken.)

<sup>14)</sup> Vgl. auch: Runderlaß vom 30. November 1920. S. M. Bl. S. 335.

<sup>15)</sup> Näheres über die Demminer Notgeldausgaben berichtet Gustav Prange: „Das deutsche Kriegswitgeld“, Görlitz 1921, S. 93 ff.

Auch falsches Notgeld wurde hergestellt. Im Jahre 1922 wurde z. B. gefälschtes Stralsunder Notgeld angeboten (50= und 75 Pfg.= Gutscheine). Die Scheine zeigen auf der Vorderseite das „Bildnis eines Arbeiters und eines Bauern, die sich die Hand reichen. Hält man die Scheine aber gegen das Licht, so erscheint das Bildnis des Kaisers mit Krone, Schwert und Zepter“. Es wurde angenommen, daß die Ausgabe aus politischen Gründen erfolgte. Ob die von der Stralsunder Kriminalpolizei eingeleitete Untersuchung Erfolg hatte, ist nicht bekannt geworden<sup>16)</sup>.

Eine originelle Ausgabe brachte die Stralsunder Firma G. Habek heraus, nämlich Gutscheine über 5, 10, 25 und 50 Pfg. auf Spielkartenstücken mit Firmenaufdruck. Diese Scheine gelangten aber nicht offiziell zur Ausgabe, sondern wurden nur an Sammler abgegeben. Es handelt sich hier also um eine Spekulationsnotgeldausgabe im wahrsten Sinne des Wortes<sup>17)</sup>.

Erst das „Gesetz über die Ausgabe und Einlösung von Notgeld“ vom 17. Juli 1922 schob einstweilen weiteren Notgeldausgaben einen Riegel vor<sup>18)</sup>.

„Die Münzprägung des Reiches hat in der letzten Zeit so gesteigert werden können, daß eine Versorgung des Verkehrs mit dem nötigen Kleingeld sichergestellt worden ist. Das von vielen Kommunen herausgegebene Notgeld wird also demnächst überflüssig.“

So lautete u. a. der Gesetzentwurf. Aber die Verfügung war schon wenige Monate später hinfällig; denn eine neue Notgeldperiode setzte ein. Am 18. September wurde ein Gesetz verabschiedet, auf Grund dessen Neuausgaben unter gewissen Voraussetzungen wieder gestattet wurden.

„In letzter Zeit hat sich die Notwendigkeit ergeben, einzelnen Stellen die Erlaubnis zur Ausgabe von Notgeld zu erteilen. Soweit trotz der sehr stark gesteigerten Notenausgabe seitens der Reichsbank auch fernerhin das dringende Bedürfnis zur Beschaffung von Notgeld sich zeigen sollte, wird der Reichsminister der Finanzen nach Prüfung eines jeden Falles diese Genehmigung auch weiterhin erteilen. Diese wird an die Bedingung geknüpft, daß die Stellen, die die Genehmigung erhalten, nach Maßgabe des Umfangs der Ausgabe und nach Abzug der nachgewiesenen Herstellungskosten einen den Gegenwert darstellenden Betrag an die Reichskreditgesellschaft m. b. H., Berlin, auf ein zinstragendes Sperrkonto unter näher festzustellenden Bedingungen einzahlen. Die

Ausgabe von Notgeld und dergl. ohne Genehmigung des Reichsministers der Finanzen oder in Abweichung von den betr. Bestimmungen ist nach dem Gesetz vom 17. Juli 1922 unzulässig und strafbar<sup>19)</sup>.“

In Pommern trat nun eine Ruhepause ein, denn zur Hinterlegung des geforderten Gegenwertes konnte man sich nur schwer entschließen, teilweise waren auch die Mittel nicht vorhanden. Am 6. November 1922, also nach der Verordnung vom 18. September, gab die Stralsunder Stadtbank zwar Großgeldscheine (Wallenstein-Notgeld, 100 Mark-Scheine) heraus. Ob diese Ausgabe den gesetzlichen Bestimmungen entsprach oder ob noch andere Ausgaben erfolgten, habe ich nicht ermitteln können.

Es war aber eine Ruhepause vor dem Sturm; denn als die fortschreitende Inflation im Sommer 1923 nie geahnte Formen annahm (der Dollar stieg von 1021 Mark am 15. August 1922 auf 1 000 000 Mark am 30. Mai 1923), da setzte die Ausgabe von Großgeldnotscheinen überall schlagartig ein<sup>20)</sup>. Die Stadt Stettin gab z. B. am 1. August 1923 50=, 100=, 500= Taufend=, 1= und 5=Milliarden=Scheine heraus. Weitere Ausgaben erfolgten am 23. und 25. Oktober und am 5., 10. und 15. November (1 Billion)<sup>21)</sup>.

Ende Oktober 1923 gelangte dann auch in Pommern wertbeständiges Notgeld (Goldnotgeld) zur Ausgabe. So gab u. a. der Kreis Ausschuß in Bergen (Insel Rügen) am 25. Oktober Gutscheine über 5, 10, 50 Goldpfennig und 1 Goldmark heraus; die Stadt Anklam dagegen Scheine auf farbigem Papier mit Firmenwasserzeichen über 0,42, 1,05, 2,10 und 4,20 Goldmark. Der Pommersche Landbund, Kreisgruppe Greifenhagen, gab sogar Warengutscheine ohne Angabe eines Geldwertes (5 Pfd., 20 Pfd., 5 Ztr. Roggen u. a. m.) mit handschriftlich eingefügten Daten heraus. Diese sogenannten Warengutscheine tragen folgenden bemerkenswerten Aufdruck: „Dieser Schein ist ungültig, wenn er in die Hand von Juden oder Judenmischlingen gelangt. Deutschland den Deutschen!“ Auch die Kreisverwaltung (Greifenhagen) plante die Ausgabe von Roggenwäh-

<sup>19)</sup> So wurden z. B. im Jahre 1922 der Bürgermeister und ein Ratmann der Stadt Marne in Pommern zu je 12 250 Mark Geldstrafe verurteilt, weil sie ohne landespolizeiliche Erlaubnis Notgeld ausgegeben hatten. („Das Notgeld“, 4. Jahrgang, Nr. 12, Seite 247.)

<sup>20)</sup> Während der Großnotgeldperiode haben viele Ausgabestellen, namentlich solche, die Serienscheine herausgegeben hatten, die Kleingeldscheine „aufgewertet“, d. h. die Scheine wurden mit höheren Werten überdruckt und dann wieder in Zahlung gegeben. So stieß z. B. die Stadt Pritz die Serienscheine zu 50 und 75 Pfg. mit 100, bezw. 500 Tausend Mark überstemplein.

<sup>21)</sup> Mit der Heritellung wurden folgende Druckereien beauftragt: M. Bauchwitz, Stettin, F. Hefenland, Stettin, Lenzner, Stettin, Herrcke & Lebeling, Stettin, und Fischer & Schmidt, Stettin.

<sup>16)</sup> „Das Notgeld“, Jahrg. 1922, Nr. 6, Seite 56.

<sup>17)</sup> „Das Notgeld“, Jahrg. 1924, Nr. 5, S. 103.

<sup>18)</sup> Veröffentlicht im Reichsgesetzblatt vom 14. August 1922, Nr. 58, S. 693 ff.

rungsscheinen über 1, 5, 10, 25, 100 und 1000 Pfund Roggen, die ebenfalls als Notgeld in den Verkehr gelangen sollten. Die Ausgabe unterblieb dann aber.

Eine Billion Papiermark — kaum glaublich, daß es einmal eine Zeit gab, in der derartig hochbezahlte Zahlungsmittel in den öffentlichen Verkehr gelangten. Allerdings mußte man sich beeilen, um das „Vermögen“ in „Sachwerte“ umzusetzen; denn der Dollar stieg ja stündlich, und schon hatten die Milliardenden und Billionen an Zahlungswert eingebüßt. Ja, damals waren wir arme, bitterarme Millionäre! Aber alles währt seine Zeit, alles ist vergänglich! Und so nahm denn auch die Notgeldhochflut endlich ein Ende. Die Inflation hatte in Deutschland ihren Höhepunkt erreicht (1 Dollar = 4,2 Billionen Papiermark), und die Rentenmark, das erste wertbeständige Reichsgeld, beendete die Papiergeldhochflut!

In Pommern lassen sich fünf Haupt-Notgeld-Perioden feststellen, und zwar:

1. Kriegsnotegeld (1914—1918), Kleingeldscheine und Hartnotgeld;

2. Revolutionsnotgeld (1918), Großgeldscheine;
3. Friedensnotgeld (1918—1922), Münzen, Serienscheine und Kleinschecks;
4. Inflation (1922—1923), Großgeldscheine;
5. Deflation (1923—1924), Goldnotgeld (wertbeständiges Notgeld).

Zu unterscheiden sind: Provinz-, Kreis-, Stadt-, Gemeinde- und Privat-Notgeldausgaben. Um eine vergleichende Uebersicht zu gewinnen, veröffentlichen wir an dieser Stelle auch die Hauptdaten der deutschen Inflation 1919—1923:

Datum	1 Dollar = Papiermark.
31. 1. 1919	= 8,57
31. 12. 1919	= 48,43
26. 5. 1920	= 35,—
31. 12. 1921	= 184,—
15. 8. 1922	= 1 021,—
30. 12. 1922	= 7 350,—
30. 5. 1923	= 1 000 000,—
9. 10. 1923	= 1,2 Milld.
14. 11. 1923	= 1 260 „
20. 11. 1923	= 4 200 „

### Pommersche Vers- und Spruch-Notgeldscheine.

(Alphabetische Reihenfolge.)

**Anklam**, Stadt, Gutschein über 50 Pfg. o. D. 1918) blau auf grünem Grund.

Druck: Gebr. Parcus, München.

In der Umrahmung der Spruch:

„Biegen oder brechen,  
Siegen oder blechen!“

**Anklam**, Privatausgabe, Fa. Richard Wilhelm Schneider, Gutschein über 50 Pfg. o. D. (1920).

Vf.: überstempelt: „56 Anklamer Geschäfte nehmen diese Scheine in Zahlung“.

Nf.: „Dem Kaufmann angenehmer Gast,  
Von wenigen Neidern nur gehaßt“.

**Belgard**, Persante, Städtische Sparkasse, Kleinscheck über 75 Pfg. o. D. (1922)<sup>22</sup>.

Entwurf: W. H. Lippert.

Druck: Flemming & Wiskott A.G., Glogau (Dreifarbenruck).

Vf.: Stadtwappen und Text;

Nf.: Aus vergangenen Tagen der Belgarder Totenkopfreiter, vordem Leibhusaren in Danzig. 1758. Totenkopfhussar als Gefangener vor dem französischen Marschall lehnt die angebotene Offiziersstelle ab:

„Freund, hat Dein König mehr der gleichen  
Leut' wie Du?“

„Jarwohl“, sprach der Husar, „viel bess're noch  
dazu!“

Ich bin der schlechteste von diesen Leuten allen,  
Sonst wär' ich Euch gewiß nicht in die Händ'  
gefallen!“

**Bütow**, Stadtbauk, Kleinschecks über 50, 75 Pfg., 1, 2, 3 Mk. o. D. (1922).

Entwürfe: Grimmer und Kriewius.

Druck: Flemming & Wiskott A.G., Glogau (Dreifarbenruck in 4 Farben).

Vf.: Wappen und Text;

Nf.: Stadtaufsichten.

<sup>22</sup> Es gelangten 3 Serien zur Ausgabe (25, 50, 75 Pfg., 1, 2, Mk.):

I. Heimatserie: 1. Der Rat von Belgard weist die polnischen Gesandten zurück (1107). 2. Alte Stadtaufsicht nach der Lubinschen Karte von 1618. 3. Das einzige noch erhaltene Stadtwort „Das Hohe Tor“. 4. „Stiller Winkel mit einem Teil der Stadtmauer“. 5. „Am Strillengang“. 6. „St. Marienkirche“.

II. Schlachtenbilder: Der Belgarder Totenkopfreiter. 1. „Nach dem Gefecht bei Moldautheim (1744). 2. Eroberte französische Fahnen (1758). 3. Totenkopfhussar als Gefangener (1758). 4. Husar von Braunsberg (1807). 5. Generalfeldmarschall von Mackensen.

1. Unter Friedrich dem Großen. 2. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts. 3. Unter Kaiser Wilhelm I. 4. Vor dem großen Kriege. 5. Im großen Kriege.



75-Pfg.-Scheck (Bergkirche 1490):

„Meber der Stadt auf waldiger Höh',  
Umgeben von Gräbern  
Schlicht und einfach steht  
Schon manches Jahrhundert.“

1-Mk.-Scheck (Gesamtansicht der Stadt):

„Tischlerei und Baugewerbe blühen hier von  
alters her,  
Weil der Reichtum unsrer Wälder uner schöplich  
wie ein Meer.“



2-Mk.-Scheck (Eisenbahnbrücke):

„Blau es Ländchen man unser Land  
Seit alter Zeit schon hat genannt.  
Blau der Duft, der die Berge umschwebt,  
Blau die Treue, die im Pommern lebt,  
Wie diese einst bewährt in mancher Schlacht,  
So hält sie jetzt an neuer Grenze Wacht.“

3-Mk.-Scheck (Seminar, gegründet 1859):

„Wissenschaft wird hier gelehrt auf dem Seminar  
Für den jungen Lehrerstand schon so manches  
Jahr.“

Cammin, Städtische Sparkasse, Kleinschecks  
über 25, 50, 75 Pfg., 1, 2 Mk. vom 22. 2. 1922.  
Entwürfe: F. W. Töpfer.

Druck: M. Bauchwitz, Stettin.

Vf.: Segelschiff, dahinter mittelalterliches Stadtbild  
und Text;

Rf.: Wappen und Stadtansichten.

25-Pfg.-Scheck (Bautor):

„Einst war der Stadt ich Schutz und Zier,  
Nach Art der alten Reden,  
Der Feind brach seine Macht an mir  
Und mußte die Waffen strecken.“

50-Pfg.-Scheck (Wappen):

„Der Domherr von Kleit in Cammin erfand  
Eine Flasche, die Kleitsche Flasche genannt,  
Die gab nicht Bier, die gab nicht Wein,  
Sie führte das Telegraphieren ein.“

75-Pfg.-Scheck (Das Rathaus):

„Ich stamm aus einer grauen Zeit,  
Aus einer ferngefuenden,  
O alte Städteherlichkeit,  
Wie lang bist du entschwinden.“

1-Mk.-Scheck (Der Dom):

„Die Herrlichkeit Cammins entschwand,  
Sein Bistum ging zu Grunde,  
Ich aber halte tapfer stand,  
Noch bis zu dieser Stunde.“

2-Mk.-Scheck (Ansicht: Cammin am Bodden):

„Stolz aus dem Bodden ragt die Stadt,  
Mit Fenstern blinkt und blaut,  
Und wer sie so gesehen hat,  
Denkt dran sein Lebenlang.“ (Spuhrmann.)

Daber, Stadt, Gutscheine über 10 und 50 Pfg.  
vom 1. Mai 1921.

Druck: H. Susenbeth, Stettin.

10-Pfg.-Schein (Landschaftsbild):

Rf.: „Und Frieden auf pommerscher Erde.“

50-Pfg.-Schein (Kartoffelacker):

Rf.: „Die beste Waffe in der Welt,  
Ist der Pflug im Ackerfeld.“

Demmin, Privatausgabe, „Demminer Tage-  
blatt“ (Verlag W. Gefellius), Gutscheine über 1 Pfg.  
vom 1. November 1918, grüner Druck auf  
hellgrünem Grunde, rechts und links der  
Vers:

„Nur in Kriegszeit ich als Pfennig gelt,  
Nachher nimmt mich niemand in der  
Welt.“

Dramburg, Kreis ausschuss, Gut-  
scheine über 10, 50 Pfg. (graublau und  
grau) und 1 Mk. vom 6. August 1920.

Vf.: Landwirtschaft, Ernte;

Rf.: Bauer mit Egge:

„Sich regen bringt Segen!“

50-Pfg.-Schein (Kreis Dramburg) vom 6. 8.  
1920 die Ausgabe erfolgte aber 1921, dünnes  
und dickes Papier, blau.

Vf.: Magd bei der Ernte und Text;

Rf.: Schleifmühle, vier Gutentvertreter,  
Engländer, Amerikaner, Franzose und  
Russe, bewundern die Schleifmühle,  
die der deutsche Michel munter dreht:

„In Dramburger Land gibt's, wie bekannt,  
Ein Institut: „Die Schleifmühle“ genannt.  
Wer unsere Not noch nicht begriffen,  
Dem wird hier der Verstand geschliffen.“<sup>23)</sup>

Franzburg, Stadt, Notgeld, Gutscheine über  
20, 25, 50 Pfg. v. D. (1921).

Vf.: Stadtansichten;

Rf.: Vers:

„Als Franzburg noch Residenzstadt war,  
War Gold und Silber noch nicht rar,  
Man schlug Dukaten und Taler hier! —  
Doch diese Zeit ist längst vorbei,  
Nur ihre Münze trägt aufs neu  
Und druckt ihr Geld jetzt auf Papier.“



Freienwalde, Stadt, Gutscheine über 2, 5,  
10 Pfg. vom November 1920.

Druck: Görlitzer Nachrichten und Anzeiger.

Rf.: Gedenkstein (18. Oktober 1813) und Vers:  
„Eitel sollen kraftvoll walten,  
Schwer Errung'nes zu erhalten“.

25 Pfg.-Gutscheine, v. D.

Entwurf: Robert Koch, Berlin.

Zur rechten Zeit, am rechten Ort,  
Der rechte Mann, das rechte Wort“.

Gollnow, Stadt, Serienscheine, 9 mal 50, 3 mal 75 Pfg. vom 3. August 1921.  
 Entwürfe: Elisabeth Junk;  
 Druck: Ratsdruckerei K. Dulce, Glauchau (Sachsen), Künstler-Druck.  
 50- und 75-Pfg.-Scheine;  
 Vf.: Pflügender Bauer, Sämann.  
 Serie I: Glockenfage:  
 Nf.: Abbildungen in Schattenrissen, oben und unten die Verse:

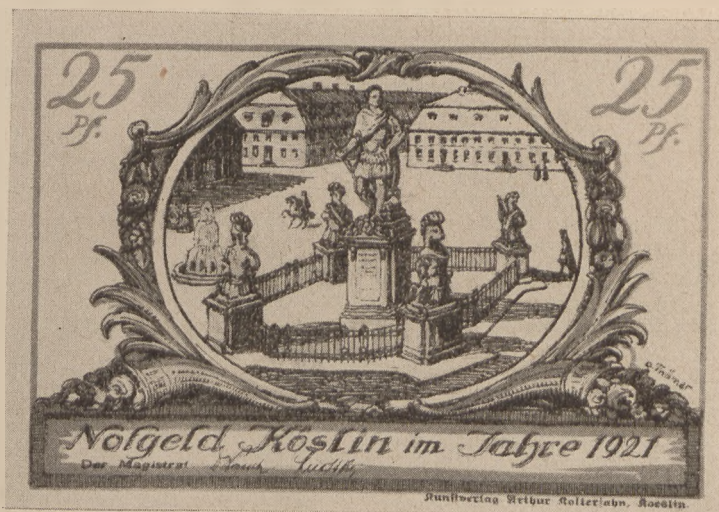
1. „Um jene Hügel, gutes Kind,  
 Die Sage ihre Zauber spinnt.  
 So stammt die Mär aus alter Zeit,  
 Erfüllt von großer Frömmigkeit.“
2. „Dort auf dem höchsten Hügel stand,  
 Ein Kirchlein schauend in das Land.  
 Und aus dem Turm rief früh und spät,  
 Ein Glockenpaar zum Dankgebet.“
3. „Das Kirchlein saß in Berges Grund,  
 Drauf wuchsen Blumen wild und bunt.  
 Doch mittags, am Johannistag,  
 Hört leis' man jener Glocken Schlag.“
4. „Die eine summt, der Ruhe satt,  
 Daß lauscht das Volk ringsum im Quad:  
 „Ame Susanne, Ame Susann,  
 Kumm mit, kumm mit, kumm mit  
 to Lann!“
5. „Die andre hört es, winkt und spricht  
 Und macht ein wunderlich Gesicht:  
 „D ne, o ne, dat is nich nett!  
 Jät bleew in Deep, min leewe Gret!“
6. „Die Grete schweigt, reicht dann die Hand  
 Und bleibt mit in dem Unterland,  
 Bis wieder jährt sich einst der Tag,  
 Zu neuem Wunderglockenschlag.“

Serie II: Hufarensage.

1. „Zu Gollnow auf der Heiden  
 Stand ein Hufar auf Posten:  
 Franzosen sollten reiten  
 Ringsum in West und Osten!“
2. „Bom Kampfe vorher müde  
 Fing er an einzuschlafen.  
 Ein Vöglein sang im Liede  
 Von Lieb' und Treu' dem Braven.“
3. „Da kam ein Wolf gelaufen,  
 Der packte den Hufaren  
 Und schleppte ihn mit Schnausen  
 Zu seiner Brüder Scharen.“
4. „Doch unterwegs erwachte,  
 Der Schläfer ohne Waffen,  
 In seiner Angst er dachte:  
 „Jetzt gilt's! Jetzt mußt du's sassen!“
5. „Mit eingezogenem Schwanz  
 Entfloh der Wolf erschrocken  
 Nach solch Hufarentanze  
 Kann man mit Recht frohlocken!“
6. „Noch heute klingt die Kunde  
 Vom Wolfe und Hufaren  
 In aller Leute Munde —  
 Nach reichlich hundert Jahren!“

Jacobshagen, Stadt, Gutscheine über 10, 25, 50 und 75 Pfg. (1920).  
 Entwürfe: Robert Koch, Berlin;  
 Druck: Görlitzer Nachrichten u. Anzeiger.  
 Vf.: Wappen — Rathaus;  
 Nf.: Engel.

„Nur dem, der die Heimat achtet, ehrt, liebt,  
 Der Himmel seinen Segen gibt!“



Kallies, Stadt, Gutscheine über 75 Pfg. (grünlich).  
 Druck: Rats-Druckerei K. Dulce, Glauchau (Sachsen).  
 Vf.: Wappen und Vers:

„Die Schleifmühle der Stadt Kallies  
 Ist eine alte Sage,  
 Man schliß dort emsig schnell und scharf,  
 Des Nachts wie auch am Tage.  
 Du fragst nun, Freund, was schliß man dort?  
 Ich will es dir verraten:  
 „Dem Ungechliffnen seinen Fláz  
 Als Straf für seine Taten.“  
 Nf.: Schleißstein, darunter:  
 „Wie wat de Fláz abschlaipa.“<sup>23)</sup>

Körlin (Persante), Stadt, Gutscheine über 50 Pfg. vom 1. Mai 1920.

Druck: Selmar Baher, Berlin;  
 Nf.: Spruch, sehr undeutlicher Druck!  
 „Zwischen Persante und Kadüe  
 Unser aller Glück erbliüh!“

Köslin, Stadt, Gutscheine über 25, 50, 75 Pfg., 1 Mk. (1921).

Entwürfe: D. Thämer;  
 Druck: Kunstverlag Arthur Kolsterjahn, Köslin.

<sup>23)</sup> (Dramburg und Kallies.) Als feinerzeit bekannt wurde, daß angeblich von seiten der Entente Einspruch erhoben worden sei und evtl. mit einem Verbot dieser Scheine zu rechnen war, da setzte die Sammel-tätigkeit ein, und Dramburg bezw. Kallies machten nicht nur gute Geschäfte, sondern wurden auch weit und breit bekannt. Unter einem Rahmen gelangte übrigens das von der Kreisverwaltung herausgegebene Notgeld im Landratsamt zu Dramburg zur Ausstellung. Näheres über die Schleifmühle im Dramburger Lande findet man in dem Büchlein von D. Knoop: „Sagen aus dem Kreise Dramburg“, Köslin 1926. Man vgl. auch D. Knoop, „Allerhand Scherz, Neckereien, Reime und Erzählungen über pommerische Orte und ihre Bewohner“, Baltische Studien, Bd. 41, Stettin 1891, S. 110 ff.

25-Pfg.-Schein: Rf.: Marktplatz mit Denkmal;  
 Rf.: Siegel und Vers:  
 „Reie Gels as jo en lumpig Schin?  
 Lat man! Et is dat ole Lied,  
 Us diinn to Hartog Bugslavs Tid —  
 Du weist ja: „Muß ma Cuffalin!““<sup>24)</sup>

50-Pfg.-Schein: Rf.: Das Gollenkrenz;  
 Rf.: Siegel und Vers:  
 „Willst an der Zukunft du verzagen?  
 Sieh unsern Gollen trukig ragen!  
 Er jah in böser Zeiten Lauf  
 Nachtschwarze Unheilswolken jagen,  
 Sah stets auch neues Frührot tagen,  
 Und rekt sein Haupt zur Sonne auf.“<sup>25)</sup>

50-Pfg.-Schein: Rf.: Handwerker und Gäste;  
 Rf.: Wappen und Vers:  
 „Bloß schlecht Poppier? — Man nich gemuet!  
 Uns' Guld hett all de Franzmann schluct.  
 Sin Frün'n schmedt of en dükten Happen,  
 Un uns blew nicht as jo — n poor Lappen.“  
 (Sinnbildliche Darstellung: links, gierige Hände raffen das Goldgeld zusammen; rechts, flatterndes Papiergeld.)

75-Pfg.-Schein: Rf.: Rathaus und Marienkirche;  
 Rf.: Wappen, Goldschah und Vers:  
 „In unserm Gollen — geht die Mär —  
 Liegt von Franzosenzeiten her  
 Ein goldner Schah verborgen.  
 Wenn wir den hätten, zahlten wir  
 Wie einst mit Gold, statt mit Papier  
 Und wären los der Sorgen.  
 Erbeutet Kriegsät war's — wie heut  
 Durch welche Gier in schwerer Zeit  
 Den Vätern abgeschunden.  
 Uns preßt die gleiche Bürgerhand!  
 Wam wirft du, armes Vaterland,  
 Aus tiefer Not gesunden?“

1-Mk.-Schein: Rf.: „Der Markt in Köslin“;  
 Rf.: Wappen, von Bauer und Fischer flankiert  
 und Vers:

„Grüne Wälder, blaues Meer,  
 Weite Felder segenschwer;  
 Braune Moore, Heidetraum,  
 Dünen, weiß im Wellenschäum;  
 Dorfglückfrieden, Landmanns Schweiß,  
 Schmucke Städte, Bürgerfleiß;  
 Knorrig Volk, dem Sturm vertraut,  
 Keuscher Sprache Heimatlaut;  
 Treu die Herzen, fest die Hand,  
 Sei begrüßt, mein Pommerland!“

Lades, Stadt, Gutscheine über 50, 75 Pfg.,  
 1, 2 Mk. vom 1. Oktober 1921.  
 Druck: Otto Schimmelpfennig, Lades.  
 „Schlurren-Serie“.

50-Pfg.-Schein: Rf.: Wappen; Rf.: Abb. „Im  
 trauten Heim“ und Vers:  
 „Als Schlurr-Ladeser müssen wir oft bestehen,  
 Vor andern, die selber in Schlurren rum  
 gehn;  
 Doch können wir handeln, geschäftlich und  
 treu,  
 Als deutsche Bürger, es sei, wo es sei!“

75-Pfg.-Schein: Rf.: Abb. (Pantoffel) „In  
 zarter Hand“ und Vers:  
 „In Lades war einstmal's schöne Zeit,  
 Man baute für Mitmenschen Schlurren;  
 Macht Franzmann und Polack immer noch  
 Streit,  
 Befohlt man auch ihnen die Kurren.“

<sup>24)</sup> Man vgl. Hans Hoffmanns Erzählung:  
 „Der falsche Bogislav“, Geschichten aus Hinter-  
 pommeru, Berlin 1891.

<sup>25)</sup> Man vgl. Arnold Hoeppens Erzählung:  
 „Das Horn vom Gollen“, Köslin 1917, bezw.  
 „Horn und Degen“, Stettin 1925.

1-Mk.-Schein:

Rf.: Abb. (Markt) „In Stadt und Land“ und Vers:  
 „Ein Lobes'er Schauster möckt Stäwel und  
 Schlurren, —  
 So hädd hei of Gild un brukt nich tau  
 schnurren.  
 Sien Hammer, Nagel und Pictdroht paßten  
 woll tauammen;  
 O, künn hei damit in Dütschland all Unheil  
 verbaunen.“

2-Mk.-Schein:

Rf.: „Sind Ladeser Schlurren wohlbekannt“ und  
 Vers:  
 „Wer sinen Puckel will behollen hel,  
 De höd sich vör Lads un Stramehl,  
 Wer sinen Puckel will hebbén vull,  
 De goh nach Regenwull.“

M a s s o w, Stadt, Gutscheine über 10, 25 (grünlich),  
 50 Pfg. (rosa) vom 1. Oktober 1920.

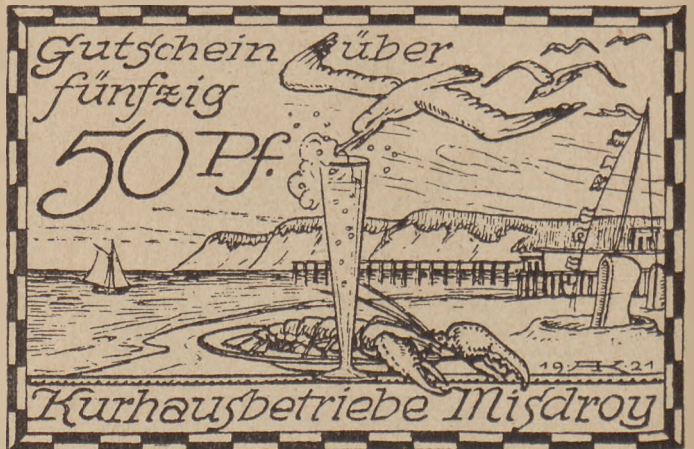
Rf.: Stadtwappen, Text und Spruch:  
 „Massow, dat was so, is und blivt so!“

Rf.: Wappen, pflügender Bauer, Sämann und Spruch  
 aus Schillers Wilhelm Tell:  
 „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,  
 In keiner Not uns trennen und Gefahr.“

M i s d r o y, Ostseebad, Privatausgabe, Hotel  
 Miramare-Kurhausbetriebe, Gutscheine über 50 Pfg.  
 v. J. (1921).

Rf.: Abb. Strandpromenade;

Rf.: Abb. Gast, Oberkellner, Pittolo und Vers:  
 „Der Herre Ober seufzet schwer:  
 Wo neh'm' ich bloß das Kleingeld her?  
 Drum, lieber Gast, nimm diesen Schein,  
 Und beiden wird geholpert sein.“



Der Herre, Ober seufzet, schwer:  
 Wo neh'm' ich bloß das Kleingeld her?  
 Drum, lieber Gast, nimm diesen Schein,  
 Und beiden wird geholpert sein.



Neustettin, Stadt, Serienschne, 3 mal 50 Pfg. vom 15. November 1921<sup>26</sup>).  
 Druck: Adolf Forker, Leipzig.  
 Vf.: Stadtwappen;  
 Rf.: Abb. Hexenverfolgung, Gericht und Urteilvollstreckung:

1. „Durch bösen Spruch und Zauberwesen,  
 Ist Neustettin in Not gewesen.  
 Das Volk kam schreiend zum Richter gerannt:  
 Helft uns! daß die Hexen werden verbrannt.“
2. „Der oberste Rat, der die Stadt wollte retten,  
 Legte die Zauberer und Hexen in Ketten.  
 Sie wurden beurteilt, und seht, hier im Bild  
 Steht auch der Scharfrichter, grausig und wild.“
3. „Zum Galgenberg ging der Schreckenszug hin,  
 Zu befreien von Jammer die Stadt Neustettin.  
 Seit fünfzehn Hundert neunzig und zwei  
 War's mit neun und vierzig Hexen vorbei.“

Nörenberg, Stadt, Gutschein über 75 Pfg. vom 1. Juni 1920 (mehrfarbig)<sup>27</sup>).  
 Entwurf: Robert Koch, Berlin;  
 Druck: Rats-Druckerei R. Dulce, Glauchau (Sachsen).  
 Vf.: Wappen;  
 Rf.: Stadtsicht, Enzigsee, im Vordergrund ein angeketteter Krebs, links der Bers:  
 (Krebsjage).

„In Nörenberg, da waren  
 Viel tausend Krebse vor Jahren.  
 Die hoben in dem Enzigsee  
 Vergnügt die Schwänze in die  
 Höhl'.

Die Pest hat all' sie weggerafft. —  
 Der „Große“ wurde fortgeschafft.  
 An einer eisernen Kett' am See  
 Hebt nun a lein er den Schwanz  
 in die Höhl'.“

Schlussausgabe der Krebsjage, Gutschein über 25, 50, 75 Pfg. „Nuno 1921“ (ausgegeben am 11. Mai 1921).  
 Entwürfe: Robert Koch, Berlin;  
 Druck Görlitzer Nachrichten und Anzeiger.

25-Pfg.-Schein:  
 Rf.: Schale mit Krebs und Delikatessen.

50-Pfg.-Schein:  
 Rf.: Abb. Der „Große“ verfolgt eine Jungfer, im Hintergrunde Enzigsee und Stadtsicht.  
 „Gehst Krebse Du im Enzigsee,  
 So gib darauf hübsch acht,  
 Daß Dir der Große keinen Strich  
 Durch Deine Rechnung macht.“

<sup>26</sup>) Die Stadt Neustettin gab am gleichen Tage eine geschmackvolle Serie (je 2 mal 25, 50, 75 Pfg.) heraus. Vf.: Wappen; Rf.: Bismarckwarte, Streitzsee, Schloß Neustettin bis 1518, Nicolaiturm, Marktplatz, Partie am See. Entwürfe: Behner-Collenberg.

<sup>27</sup>) Als erste Stadt in Pommern hat Nörenberg die Heimatsage (Poesie im Notgeld) zu ihrem Recht verholfen. Der Umstand, daß die Druckfirma, bewußt oder unbewußt, eine Anzahl „Varianten“ herstellte, gab den Anlaß zu Beschwerden und brachte die Stadt in den Verruf, „Spekulationsausgaben allerübelster Art“ ausgegeben zu haben. Trotzdem waren die Scheine sehr begehrt und wurden selbst von den Nörenberger Bürgern gesammelt. Die Stadtverwaltung sah sich daher veranlaßt, eine Anzahl schmuckloser Scheine in Schwarzdruck herstellen zu lassen. Dadurch wollte man die „Hamsterei“ unterbinden. Aber auch diese Scheine waren bald vergriffen, und eine Neuauflage war erforderlich. Als Kuriosität muß auch der rote Krebs bezeichnet werden. Bekanntlich hat der lebende Krebs eine schwarzgraue Farbe und wird erst nach dem Kochen rot.

75-Pfg.-Schein:

Rf.: Abb. Der „Große“ besteigt ein Pferd und schießt, im Hintergrunde Enzigsee und Stadt.

„Der „Große“ ruht still im weichen Moos, —  
 Doch plötzlich reißt er sich von der Kette los,  
 Schwingt auf ein Pferd sich, das neben ihn hält,  
 Und flüchtet hinaus in die weite Welt! —  
 Die Bürger erkennen's mit bitterem Weh:  
 „Wie kehrt zurück in den Enzigsee  
 Der prächtigen Krebsse stattliche Zahl!“  
 Die Sage ist aus, — es war einmal.“

2x25 Pfg. — vom 8. November 1922.  
 (Urkundenscheine.)

Rf.: Tuchmacher-Diplom vom 23. August 1723.

1. „Als das deutsche Handwerk blühte,  
 Blühte auch das deutsche Land.“

Rf.: Schlächter-Diplom von 1756.

2. „Ehre, deutsches Volk, und hüte  
 Treulich deinen Handwerksstand!“



Pasewalk, Stadt, Gutschein über 50 Pfg. vom 1. Oktober 1921.

Entwurf: H. Wildt, Pasewalk;  
 Druck: J. Scheidling, Pasewalk.

Rf.: „Der historische Turm“<sup>28</sup>).  
 „Kiel in de Mark un treue nicht,  
 Marggraff Friedrich de deht di nicht“.

Plathe, Städtische Sparkasse, Kleinscheds über 10, 25, 50 Pfg., 1 Mark v. D. (1922).  
 Druck: H. Susenbeth, Stettin.

10 und 25 Pfg.-Schein:

„Die alten Sprüch' aus Volkemund,  
 Sie geben oft die Wahrheit kund.  
 Hent' trifft nun vieles nicht mehr zu,  
 Drum liebe Nachbarn haltet Ruh'.  
 Nehmt Euch das Sprichlein nicht zu Herzen,  
 Und macht Euch weiter keine Schmerzen.  
 Der Aegerer, ach, der gibt sich;  
 Denn was sich neckt, das liebt sich!“

„We will hebben gauden Rat  
 De möt goan nach Plat'!“

„In Raugard studiert  
 Wer sich schlecht upreut.“

„We will hebben den Buggel vull  
 De möt goan nach Regenwull.“

<sup>28</sup>) Vgl. „Unser Pommerland“, Sonderheft Pasewalk, 11. Jahrg., 1926, Heft 1.

Pyritz, Kreisbank, Kleinscheck über 50 Pf. vom 1. April 1921.

Entwurf: Fritz Reiß.

Abb. Landmann und Fischer (Der Weizacker).

„Wer da pflügt wacker,  
Den nährt der Weizacker;  
Moränen aus der Madäe,  
Lohnen des Fischers Müß.“

Randow, Landkreis (Sitz Stettin), Ersatzwertzeichen vom 1. September 1921, je 4 mal 25, 50, 75 Pf. (12 Scheine<sup>29)</sup>).

Entwürfe: H. Schubert;

Druck: M. Bauchwitz, Stettin.

Nf.: Wappen der Provinz Pommern in der Mitte, rechts und links davon folgende Städtewappen: Altdamm, Garz a. D., Penkun und Pölit.

Randowlied (F. F. H.).

1. „Randower Kreis und Land  
Herz du am Pommerstrand  
Fruchtbarer Born  
Städte mit Schaffensmut  
Werte in Tatenglut  
Leder an Stromesflut  
Knollen mit Korn.“

(Stadtaufsicht von Altdamm, Kirche und Rathaus.)

2. „Häuser im Schienenring  
Straßen so blank und blink  
Am Uferamm  
Fischreicher See erglänzt  
Schönheit hält dich umkränzt  
Bucheidegrün umkränzt  
Liegst du Altdamm.“

Stadtaufsicht von Pölit, Marktplatz und Kapelle.)

3. „Pölit, du, Forstumheg  
Weit sichtbar angelegt  
Ragst du empor.  
Leben und Wissen ringt  
Zu dir, und aufwärts zwingt  
Wachstum dich.  
Mächtig klingt kraftvoller Chor.“

(Stadtaufsicht von Penkun, Schloß.)

4. „Altrales Schloß Penkun  
Schirmvoll und Schutztribun  
Seit grauer Zeit;  
Stadt, du, bescheiden, schlicht  
Fleiß, Emsigkeit und Pflicht  
Haben dein Angesicht  
Freundlich geweiht.“

(Stadtaufsicht von Garz a. D., Stadttor.)

5. „Garz, du am Oberlauf  
Turmtrozig steigt du auf  
Bravtreuer Hort.  
Regsamem Bürgergeist  
Fortpflanzend in dir freist  
Ehrsam den Weg dir weist  
Zur Zukunft fort.“

(Ortsaufsicht von Niederzahden.)

6. „Dörfer in großer Zahl  
Klettern vom Oertal  
Hügel hinan;  
Gärten im Frühlingsblühn  
Oder im Sommerglühn  
Neden von rechten Mühn  
Bei jedermann.“

(Herrensitz, Gut Staffelde.)

7. „Güter in weiter Rund  
Liebliches Bild, das bunt  
Sich beigesellt;  
Wuchtiger Rinder Tritt  
Schnaubender Rofse Schritt  
Sorglamer Herren Ritt  
Von Feld zu Feld.“

(Kirche in Glasow.)

8. „Alter Geschlechter Ruhm  
Kirchliches Heiligtum  
Hast du bewahrt.  
Zünftiges Sichverstehn  
Einiges Aufwärtssehn  
Läßt nimmermehr verwehn  
Ehrliche Art.“

(Ortsaufsicht von Böcknitz.)

9. „Mitten im Moor und Bruch  
Pflüge im Schollenzug  
Bodenkultur.  
Eiserne Energie  
Schuf eine Kolonie  
Koppeln für Weidenvieh  
Spritzende Flur.“

(Krahwied, Eisenwerk Kraft.)

10. „Hallender Hammerschlag  
Dröhnt durch den Wochentag  
Kraftmelodie.  
Defen sind Glühentfacht  
Schmiedende Massenmacht  
Schlägt deine Friedensschlacht  
Stahlindustrie.“

(Scholwin, Feldmühle.)

11. „Wurzeln im Väterinn  
Streckst du die Krone hin  
Zus Morgenrot.  
Breitästig wächst du, Baum  
Knorrig auf eigenem Raum  
Ob neuer Zeiten Traum  
Wirr dich umloht.“

(Allegorien: Landmann, Fischer und Handwerker reichen sich die Hände.)

12. „Edles und Gutes dir  
Blühe zur Früchtezier  
Wahr, klar und weiß;  
Bleibe im Männerrat  
Ringende Schöpfertat  
Dir neue Sonnenfaat  
Randower Kreis.“

Rügenwalde, Stadt, Gutscheine über 5, 10 Pf. vom 1. 6. und 1. 10. 1920.

Druck: Albert Mewes, Rügenwalde.

Nf.: Stadtaufsichten;

Nf.: Vers:

„Allerwelt Freude  
Stets wohlfeil wach  
Wurft, Gausbrust und  
Rügenwalder Lachs!“



<sup>29)</sup> Durch ein Verbot gelangten diese Scheine nicht mehr in den Verkehr; sie wurden nur an Sammler abgegeben.

— 50 Pfg.-Schein vom 3. Mai 1921 (hell= bis schwarz= blau).

Entwurf: Richard Benke;

Vf.: Mitte Stadtwappen und Text, links Segelschiff, rechts Landmann;

Nf.: Stadtaufsicht und in der Umrahmung der Vers:  
„Kingsum Papier und nirgends Gold,  
Menschenkinder in Teufels Sold,  
Der Zeiten Sturm verschüttet viel Spreu,  
Und — dennoch bürgt uns die deutsche 'Treu'“.

Rügenwalder münde, Gemeinde, Gutscheine über 25, 50 Pfg. vom 1. April 1920.

Druck: Albert Mewes, Rügenwalde;

Nf.: Strand- und Hafenaufsichten;  
„Grün an grün  
Rot an Rot  
Alles klar  
Keine Not.“<sup>30)</sup>

Schlawe, Stadt, Gutscheine über 50 Pfg. vom 1. Juli 1920 (rötlich).

Druck: Gebr. Parcus, München;

Vf.: Text, oben und unten der Vers:  
„Ich bin ein Kind der Not aus  
schwerer Zeit,  
Ach, wären alle Menschen erst  
gesteinert,  
Dann würde auch die Welt vom Leid  
genesen,  
Und ich wär' mehr als ein Papier  
gewesen.“



Sellin, Gemeinde, Gutscheine über 4 mal 75 Pfg. o. D. (1922).

Druck: Stöckel, Hannover;

Vf.: Text und Badenixen;

Nf.: Strandaufsichten von Leuchttürmen flankiert;

1. „Klein, aber mein!“
2. „Sellin, du Par! up de schönste dütsche Insel  
Wer di nich leiv het, dat is en Pinsel.“
3. „Wirst alt du und gebrechlich sehr  
Weißt nicht woher, wohin?  
Mensch geh' nicht zu Steinach mehr  
Komm' lieber nach Sellin.“
4. „Ob Winter schneit, ob Sommer lacht  
Dein Kleid ist immer grün,  
Und Meerumraucht die Waldespracht  
Mein „Rügensches Sellin.“

Stettin, Stadt, Ersparwertzeichen, 25, 50, 50, 75 Pfg. vom 1. Januar 1922.

Druck: M. Bauchwitz, Stettin;

Hafen-Serie:

Vf.: Inhaberklausel überdruckt:  
„Das Gebot der Stunden hat mich erfunden“.

Nf.: Hafenaufsichten.

Schiffs-Serie, 25, 50, 75 Pfg. vom 1. Januar 1922.

Vf.: Segelschiff, Text, Inhaberklausel überdruckt<sup>31)</sup>:  
„So knapp das Brot, Seefahrt tut not“.

25 Pfg.-Schein, Nf. Abb. Burgruine und Bildnis von Robert Pruy (geb. 30. Mai 1816, gest. 21. Juni 1872).

„Der Hort der Freiheit wird geboten,  
Der Turm des Rechtes soll bestehn,  
Und über alle, hoch von oben  
Das Banner des Gesetzes wehn!“

<sup>30)</sup> Der Spruch bezieht sich auf den Hafen.

<sup>31)</sup> Wegen der Inhaberklausel erhob die Reichsbank Einspruch. Die Scheine wurden dann mit Ueberdruck neu herausgegeben. So umging man eben die Bestimmungen. „Das Notgeld“, Nr. 6, Seite 155.

50 Pfg.-Schein, Nf. Abb. St. Jacobi-Kirche und Bildnis von Karl Löwe, Organist an St. Jacobi 1820—1866.

„Wer singt, kann in den Himmel gehen“ (Moer).

Stolp, Städtische Sparkasse, Kleinschecks o. D. (1922) über 50, 75 Pfg., 1, 1,50, 2 Mark<sup>32)</sup>.

Entwürfe: Alfred Haus, Erfurt;

Druck: Flemming-Wiskott u. G., Glogau.

Vf.: Stadtwappen und Text;

Nf.: Stadtaufsichten (Das Neue Tor, Die Nicolai-Kirche, Das Mühlenort).

50 Pfg.-Schein:

„Fest stehn immer, still stehn nimmer“.

1,50 Mark-Schein: Abbildung: Heinrich von Stephan.

„Wo kommen denn all die Kaschuben her.

Es gibt so viel wie Sand am Meer —?

Aus Stolp, aus Stolp, aus Stolp!“

2 Mark-Schein: Abb. Blücher.

„In Harren und Krieg,

In Kampf und Sieg,

Bewußt und groß,

So riß er uns vom Feinde los.“

Stralsund, Stadthauptkasse, 100 Mark-Schein (Wallenstein-Notgeld) vom 6. November 1922.

Abb. Wallenstein vor Stralsund 30. 6. 1628.

„Die Stadt muß herunter und wäre sie mit

Ketten an den Himmel gebunden. —

Ergeben? Dat don wi nich!

Geld? Dat hebben wi nich!

Schurken, Rebellen? Dat sind wi nich!“

<sup>32)</sup> Die Stadt Stolp hat eine weitere Serie (zwei Reihen Kleinschecks o. D., 1922) herausgegeben. Die Entwürfe stammen von W. H. Lippert, Druck: Flemming-Wiskott u. G.

I. Reihe: Trachten der Stolper Blücher(Belling)-Husaren. Vf.: Der ganze Tod, wie er auf der Filzmütze der Belling-Husaren getragen wurde und Text; Nf.: Trachtenbilder: „Luier Friedrich dem Großen“; „In Parade 1810“; „Blücherschütze der Blücherhusaren 1821“; „Offizier in Parade 1843“; „Blücherhusar, Feldmarschmächtig 1866“.

II. Reihe: Aus Blüchers Leben, Vf.: Abb. Fürst Blücher von Wahlstatt, Generalfeldmarschall, Chef der Stolper Blücherhusaren; Nf.: „Blücher als Gefangener vor Oberst Belling“; „Blücher an der Kabach“; „Rheinübergang bei Saub“; „Blüchers Sturz bei Ligny“; „Blüchers Marsch nach Waterloo“.

Swinemünde, Stadt. Sparkasse, Kleinschecks o. D. (1922) über 25, 50, 75 Pfg., 1 Mark.  
 Entwürfe: Lehrer Brunn, Swinemünde;  
 Druck: Flemming-Wisbott A.G., Glogau.  
 Vj.: Stadtwappen, Seemann am Steuer und Text;  
 Rf.: Abb. Swinemünde als See- und Hafenstadt.

(25 Pfg.-Schein: Teilaussicht vom Waldschloßturn.)

„Dort liegt du im Grunde,  
 Du reizende Stadt  
 Voll flutenden Lebens  
 Von Männern der Tat  
 Umarmt von dem Strome,  
 Vom Meere beglänzt  
 Du Stadt Swinemünde  
 Von Wäldern umlänzt.“

(50 Pfg.-Schein: Hafenanischt.)

„Die Schiffe sie ziehen  
 Daher und dahin  
 Mit Schätzen beladen und  
 reichem Gewinn.  
 Doch alle die Schätze  
 Ich nimmer begehre  
 Mein Schatz bist du selber  
 Du Perle am Meer.“

(75 Pfg.-Schein: Osternothafen,  
 Leuchtturm.)

„Vom ragenden Turme  
 Aus schwindeliger Höh'  
 Da grüß ich das Eiland,  
 Die brandende See.  
 Mein Jubelruf tönt  
 In den Himmel hinein  
 Du liebliche Heimat  
 Sollst blühen und gedeihn!“ (Hauptner.)

(1 Mark.-Schein: Swinemünde, Kurhaus.)

„Freund hast du mit Sorgen  
 Beladen den Sinn,  
 Dann bringt eine Reise  
 Dir reichen Gewinn;

Rf.: unbedruckt.

„Lohnung des Deutschen muß sein:  
 Unser die Ruhr, frei sei der Rhein!“

Uckermünde, Stadt, Gutscheine über je 2 mal  
 25 und 50 Pfg. (4 Scheine) vom 1. September 1921.  
 Druck: Gebr. Parens, München;

(1. Plattdeutsche Versscheine.)

Vj.: Stadtwappen; Rf.: Ziegelei und Vers:



(25 Pfg.-Gutschein.)

„Unj' Land veel Sand, öwer längs der Ucker  
 Ligg unnerhalb Ton, un de bringt uns Lohn;  
 Denn de Ton vertegelt, in alle Welt vertegelt  
 Soelen wi bestahn, darf keiner sich schugen,  
 he möt bugen!“

(50 Pfg.-Gutschein.)

Vj.: Stadtwappen;  
 Rf.: Schloßansicht und Vers:

„Öör hunnerten von Joahren wiew  
 Bogislaw hier Gast,  
 Unj' Schloß, worin he wohnt, dat  
 steht noch stolz und fast.  
 Nu is't uns Noathus worden un  
 givt uns frischen Mot,  
 Wir föhlen uns geborgen, trotz  
 Un'emach un Not!“

(2. Hochdeutsche Versscheine.)

25 Pfg.-Gutschein:

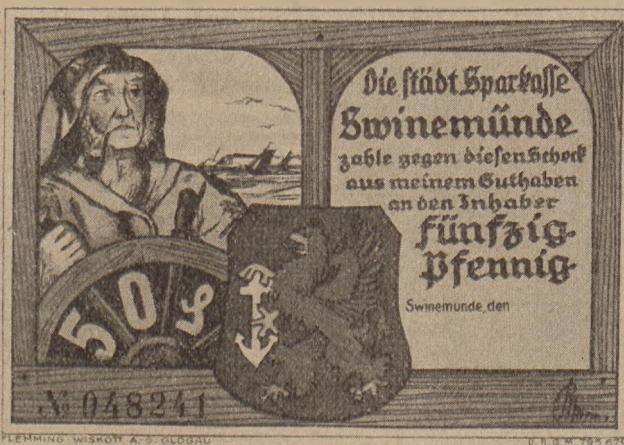
Vj.: Stadtwappen;  
 Rf.: Hafenanischt und Vers:

„Uckermünde, traute Heimat,  
 Hafsumrauscht und waldbumkränzt,  
 Halte fest die Pommerntreue!  
 Treue mehr wie Gold noch glänzt.“

50 Pfg.-Gutschein:

Vj.: Stadtwappen;  
 Rf.: Stadtanischt und Vers:

„Weiße Segel wiegen sich auf blauer See,  
 Weiße Möwen fliegen in der blauen Höh',  
 Blaue Wälder krönen weißer Dünen Sand,  
 Pommerland, mein Sehnen ist dir zugewandt.“  
 (Pompe.)



Dann reise zum Meere!  
 Mit Recht ich verkünde:  
 Du kannst nur genesen  
 In Bad — Swinemünde.“

Swinemünde, Kreis-Kommunalkasse,  
 Großgeldschein, eine Million Mark vom 21. 8. 23.  
 Druck: Volksdruckerei G. m. b. H., Stettin;  
 Vj.: Wert- und Kontrollziffer; jeder Schein ge-  
 stempelt;

Wollin, Stadt, Notgeld, 25, 50, 75 Pfg., Juni 1921.  
 Entwürfe: Otto Lang, Wollin.  
 50 Pfg.-Schein:

Vj.: Kontrollziffer und Stadtansicht;  
Ri.: Wertziffer, Zuckerflotte und Spruch:  
„Lüchting, fret Fisch, Pantüffel sin düer“.  
(Alter Wolliner Spruch.)<sup>33)</sup>

75 Pfg.-Schein:

Vj.: Stadtansicht und Text;

Ri.: „Johannes Bugenhagen geboren zu Wollin  
24. 6. 1485“.

„Christus allene is unsie Rechtycheht.“

<sup>33)</sup> Der 50-Pfg.-Schein fand wegen des alten, aber gerade wieder zeitentsprechenden plattdeutschen Spruches: „Lüchting, fret Fisch, Pantüffel sin düer!“ bei der Landbevölkerung nicht Anklang und gute Aufnahme, weil sie darin eine Anspielung auf die hohen Kartoffelpreise erblickte. Es lag der Stadtverwaltung aber nicht daran, Anstoß oder gar Aufsehen zu erregen, sondern man wollte nur einer alten Ueberlieferung zu ihrem Recht verhelfen. Der Spruch bezieht sich auf folgende Erzählung:

„Zu einem biederen Zucker in Wollin kam einst ein armer Reisender und bat um ein Almosen. Da gerade das Mittagessen auf dem Tische stand, Kartoffeln und selbstgefangene Fische, so wurde er genötigt, an der Mahlzeit teilzunehmen und zuzugreifen. Die Einladung wurde angenommen. Um seinen hungrigen Magen etwas schneller zu füllen, griff der Reisende zunächst tapfer nach den Kartoffeln und schonte die Fische. Eine Weile sah der Wirt das ruhig mit an, zuletzt aber sprang er zornig auf und rief dem verdühten Handwerksburschen zu: „Du Lüchting, fret Fisch, de Lüften sind düer!“

Nach Spuhrmann, vgl. Haas, Sagen und Erzählungen von den Inseln Usedom und Wollin, Stettin 1924.

## Ausklang großer Fahrt

Nun geht die Zeit im alten Gleis  
und führt uns von dem Gestern fort,  
da wir so zeitlos durch die Lande fuhren —  
Doch trägt das Herz noch alle Spuren,  
um helle Tage rankt sich Sinn und Wort.

Und was mein Herz zu loben weiß,  
bist du und immer wieder du,  
o mütterliches, deutsches Land!  
Den Bildern, die in dir ich fand,  
strömt ewigstark mein Lieben zu.

Aus deiner Erde spricht Geheiß,  
die auf die Schritte ihrer Kinder harret,  
daß sie dich sollen mit den Augen kennen —  
Dein Rufen macht die Herzen brennen —  
Schon leimt ein Sehnen mir zu neuer Fahrt.

Wilma Dallmann

# Die Sage vom Richtenberg

Von Heinrich Bandlow †

In einem großen Walde des ebenen Landes am Meer, nahe beim Rügenschon Eiland, wohnten vor Zeiten Holzfräulein, klein und schön wie Kinder mit langen, goldenen Haaren. Sie trugen Käppchen, die sie für die übrige Welt unsichtbar machten und kleine niedliche Schuhe, mit denen sie im Augenblick weite Räume durchmessen konnten. Unter Eichen und anderen Bäumen hatten sie geräumige Höhlen, die weich und warm mit Moos ausgepolstert waren. Hier sammelten sie die Schätze der Erde: Gold, Perlen und Edelstein; sie schliefen in Bettchen von Bernstein und aßen von silbernen Schüsseln.

Lange Zeit hatten sie in Frieden und Heiterkeit gelebt, als plötzlich ein plumper Riese namens Gellen ins Land kam, der so dumm war, daß er schon als Kind in seiner Gedankenlosigkeit immer weiter gewachsen war, bis es ihm erst zu spät einfiel, daß er damit früher hätte aufhören müssen. Er hatte sich hierher verirrt und konnte nicht wieder nach Hause finden. Zuweilen machte er sich ein Vergnügen daraus, Bäume aus der Erde zu reißen und sie umgekehrt wieder einzusehen, so daß die Wurzeln in die Luft ragten. Dann setzte er Elche oder Bären oben ins Wurzelgeflecht und lachte unbändig, wenn die Tiere dort unbeholfen und wie betrunken herumstapften und sich nach Rettung umsahen. Das Spiel endete damit, daß er den Tieren den Hals umdrehte und sie zum Frühstück briet. Zur Verdauung aß er dann einen Sack voll Holzäpfel hinterher. Durch dies ungefüge Treiben wurde das kleine Volk der Waldfräulein sehr gestört, und sie beratschlagten, wie er zu vertreiben wäre. Als sie einmal wieder beisammen waren, hörten sie ein Säusen und Brausen, als wenn ein Sturm im Anzuge wäre, und als sie nun aus ihrer Höhle hervorkamen, sahen sie den Riesen, der sich vollgefressen hatte, in der Nähe liegen und schnarchen. Nun riefen die Kleinen ihre Dienstboten zusammen, die Hummeln und Hornissen, Wespen und Immen, und befahlen ihnen, über den Tölpel herzufallen; sie selber holten Stachelginster und Dornen herbei, und nun zertrachten und zerkrakten sie ihm Hände und Gesicht, daß der Riese vor Schmerz brüllte und um sich schlug, und daß die Vögel, die sich in seinem großen Bart Nester gebaut hatten, vor Schreck davonflogen. Der Riese sprang wütend auf und entfloh, um eine geschützte Gegend aufzusuchen, aber die Waldweibchen ließen ihn nicht wieder frei. Sobald er sich zum Schlaf niedergelegt hatte und die Augen ihm zufallen wollten, ging die Plage von neuem los, und wenn er auch Gesicht und Hände im Moos vergrub, so mußten dafür sein Nacken und seine

Schultern den Angriff auszuhalten. Immer neue Heere wurden gegen ihn aufgebracht, und immer größer wurde die Drangsal. Er war so müde, daß er sich kaum aufrecht halten konnte, und man ließ ihn nicht schlafen. „Was wollt Ihr Gesindel von mir?“ rief er endlich in höchster Verzweiflung. „Laßt mich in Ruhe, Ihr Späßen, Ihr Ungeziefer! Ich will alles tun, was Ihr wollt, nur laßt mich schlafen!“

„Gut!“ sagte ein Holzfräulein und nahm einen Augenblick ihr Käppchen ab, so daß er sie sehen konnte, „wenn du uns dienen willst, so sollst du Ruhe haben!“ Das versprach der Riese, und nun mußte er hinterhertröten, wo ihm die Schwärme von Immen und Hornissen den Weg wiesen. In gehöriger Entfernung von der Wohnung der Kleinen durfte er sich nun niederlegen und schlief einen Tag und eine Nacht lang. Als er dann aufwachte, hatte er ein dickgeschwollenes Gesicht und fürchterliche Schmerzen, so daß er ganz zahm geworden war und willig dem Waldfräulein folgte, das ihm den Weg zur Höhle zeigte.

Nun hezten und jagten sie mit ihm, daß er kaum zur Besinnung kam. Er mußte Holz bearbeiten und ein großes Haus bauen. Dann riefen sie ihn wieder davon weg und schickten ihn nach dem Bach, daß er dort die Schleier und Gewänder des kleinen Volkes wusch, die an seinen Fingern wie Spinnweben klebten, oder er mußte die Höhle scheuern und dabei sich viele Neckerei gefallen lassen. Er hatte Furcht vor ihnen, weil er ihre Stimme hörte und sie doch nicht sah, und wenn er mürrisch werden wollte oder gar auffässig, so brauchten sie nur das Summen der Hummeln und Bienen hören zu lassen; dann wurde er schnell gefügig. Sie zankten und schalten mit ihm herum, wie es die Frauenzimmer einmal an sich haben, und er mußte arbeiten, daß er schwitzte; sie ließen ihm kaum soviel Zeit, daß er einen Hirsch oder Ochsen greifen und braten konnte. Eines Tages hatte er wieder seinen Wanst vollgestopft, und als er sich zur Verdauung hingelegt hatte, nahten sich ihm alle Holzfräulein, und eines von ihnen sagte: „Du unflätiges Vieh siehst schlimmer aus als ein Tier. Wir wollen dir jetzt deine Haare und deinen Bart abschneiden!“

Er wagte keinen Widerspruch, da er ein Summen und Brummen zu hören glaubte, und nun fiel sein verwildertes Kopfhaar und sein wirrer Bart. Alle Kleinen knibbelten und schnibbelten daran herum, verjagten die Vögel, die im Bart genistet hatten, und warfen die Nester weg. Die Barthaare aber sammelten sie, und daraus mußte der Riese später hundert Matrazen machen, die in dem Haus als Lagerstätten für die Zwerge aufgestellt wurden, die

zuweilen zu Schwelgerei und Tanz zu Besuch kamen. Ein anderes Mal sagten sie zu ihm: „Es paßt sich der Unständigkeit wegen nicht, daß du als Mann in unserer Nähe wohnst. Wir wollen dich in Frauenkleider stecken!“ Anfangs wollte der Riese hiervon nichts hören. Er meinte, es sei schon unerhört, daß er seinen Bart habe missen müssen, aber in Weiberkleidung herumlaufen, das gehe gegen seinen Männerstolz. So etwas sei in der ganzen Geschichte der Riesen noch nicht vorgekommen. Aber als ihm nach dieser Antwort sechs muntere Hornissen ins Gesicht flogen, war er sofort einverstanden. Die Weibchen nähten nun emsig, und nach kurzer Zeit trabte er gehorsam in Weiberröcken umher. Er weinte vor Wut, wenn man ihn nicht sah, und das Leben war ihm zur Last geworden. Er brachte das Haus fertig mit Dielen und Türen und Dach, machte es dicht mit Moos und mußte jeden Morgen Wasser tragen und Sand holen, mußte scheuern und putzen. Er stöhnte dabei vor Zorn und Bosheit, aber das half nichts.

Eines Morgens wurde er mit Schelten aufgeweckt, er solle sich im Bach baden und waschen und dann eine Schürze voll Sand zum Scheuern mitbringen. Er ging gehorsam fort; aber unterwegs, als er an den Auftrag dachte, kam seine Wildheit zum Ausbruch. Alles hatte er sich gefallen lassen, aber sich baden und waschen! Das ging über seine Kräfte. Er rechte drohend seine beiden Fäuste empor, scharte aber doch Hände voll Sand zusammen, wo er solchen an der Drebel fand; so sehr war er an Gehorsam gewöhnt. Die Stellen, wo er hingriff, sind noch heute in den Helbergen zu sehen. Einige Auerochsen, die sich hierbei aus Versehen in seiner Schürze mit angefunden hatten, warf er in großem Bogen weg, so daß sie nach dem Eichholz flogen. Dann warf er sich trotzig nieder und rief: „Nein, baden tu ich mich nicht. Alles in der Welt will ich tun, aber Wasser soll nicht auf meinen Leib kommen!“ Er schlief ein, um Last und Schmach zu vergessen. Erst am Abend wachte er wieder auf, und nun besann er sich darauf, was ihm aufgetragen war, und welchen Empfang ihm das kleine Volk immer bereitete, wenn er zu spät kam. Als er hastig aufsprang, riß das Schürzenband, und der Sand kollerte auf die Erde. Nun rannte er fort, was ihm seine Beine tragen wollten. Er verschwand und ist nicht wieder gesehen worden; es sind seit dieser Zeit auch keine Riesen mehr ins Land gekommen. Die Schürze voll Sand aber ist der Berg, bei dem später die Stadt Richtenberg angelegt wurde. Man sagt, daß die Richtenberger auch heute noch nichts vom Wasser wissen wollen, außer wenn es gebrannt ist.



uns gerade heute wohltut. So eng verbunden sich bei Lönns Natursehen und Eigenerleben, daß man ihn nicht den Dichter der Heide, des Jagd, des Bauern, des Niedersachsen oder sonst irgendwie einengend nennen sollte, sondern schlechthin einen Dichter. Das möge dem großen Toten geschenkt sein zu seinem 70. Geburtstag.  
Richard Wohlberg.

### Dem Andenken Hans Benzmanns

Als im Jahre 1894 der erste Gedichtband Hans Benzmanns erschien, der den Titel trug: „Im Frühlingsturm! Erlebtes und Erträumtes“, da konnte man in einem Gedichte dieses Buches lesen (weim auch wohl nicht seine Heimatstadt Kolberg damit gemeint gewesen ist, sondern seine zweite Heimat, Thorn, wohin sein Vater 1881 veretzt wurde; sagt er doch, er werde hier nur eine kurze Zeit vertrauern und dann „wieder



Der bedeutende pommerische Lyriker Hans Benzmann  
(1869—1926)

geh“): „In engen Mauern wohnt ein enger Sinn! / hier, / wo hohe Türme kleine Seelen bergen“ (Gedicht „Die Heimat“). Er meinte, nur in einer Wahl-Heimat glücklich werden zu können! Wer von seinen Lesern noch sehr jung war, ebenso jung und leidenschaftlich wie der Dichter, der unterstrich wohl diese Zeilen dick und triumphierend und war beglückt, für eigenes „Leib“ eine verstehende Seele gefunden zu haben, die er fortan immer würde heranziehen können zu Beweis und Befräftigung, und träumte über dem Buche hinaus in eine seligere Ferne. . . Ein anderer aber, einer, der schon älter und wissender geworden war, nickte über diesen jugend-ungestümen Worten versonnen mit dem Kopfe und lächelte sehr fein und dachte bei sich: „So ist es mir auch einmal ergangen. Aber dieser Heißsporn wird — wie ich und alle — einst auch aus dieser fernen Welt wieder zurückkommen und göttig und liebend hinwegsehen über engen Sinn und Seelen-Kleinheit der Menschen seiner Heimatstadt — und wird froh sein dürfen, wenn es dann für ihn noch eine Heimat mit ihren tausend doch so beseligenden Erinnerungungen gibt, und wird sich davon beglücken lassen, daß er wieder ‚dabeim‘ ist. . .“

Als Hans Benzmanns erstes Buch erschien, war er 25 Jahre alt und also noch ganz erfüllt von dem brausenden Ungestüm, der Leidenschaftlichkeit, der Unruhe und Fern-Sehnsucht jedes jungen Menschen. Wie klar hat er seinen damaligen Zustand Jahrzehnte später dargestellt in seinem 1925 erschienenen Heimatbuch „Kolberg“! Da heißt es — und das ganze sehnsüchtige Verlangen dessen, der in die Welt hinausfahren möchte, lodert daraus empor —: „Jenseits der Weichsel rollen laut die Bäche — / wohin? Wohin? — O könnt ich mit euch ziehn! / Vorbei an Flüssen, Städten, Bergen, immer / und immer weiter in die Welt — die Welt! / O Sehnsucht! . . .“ (Gedicht „Meinem Vater“). In der großen „Sehnsucht nach Amerika“ fließt ihm rückschauend und auch so bezeichnend für jugendliche Wünsche all sein Hinausverlangen zusammen: „Der alte wilde Trieb ist wieder da, / mit allem Ernst nach Abenteuer / die Sehnsucht, — nach Amerika!“ Die Erinnerung an ferne Jugendzeiten konnte sogar so mächtig in ihm werden, daß, während er die Gedichte seines „Kolberg“-Buches werden sah, die alte Fern-Sehnsucht ihn leibhaftig wieder ergriff, vielleicht nur heimlich und für kurze Zeit, doch so stark, daß er in einem Briefe vom April 1925 schreiben konnte: „Ich wünschte, ich könnte auch noch einmal — wie vor über 30 Jahren — in die Welt des Lebens, des Werdens und des Frühlings hineinfahren“.

In Wahrheit aber war ihm längst geschehen, was jedem einmal geschieht, mag er auch noch so begierig gewesen sein, aus der Heimat fortzukommen: aus der Entfernung hatten die kleinen, ihn einst vertreibenden Einzelheiten ihre Umrisse ganz verloren und waren eingegangen in den nun von einer großen Sehnsucht erfüllten Begriff der „Heimat“. Der Mensch selber sah die Dinge nun mit anderen, verstehenderen Augen an. Immer auch ist es so: ist einer in der Heimat, dann lockt ihn die Fremde, — in der Fremde aber lockt ihn wieder die Heimat; und wer einmal hier, einmal dort sein muß, in dem wird der Wechsel zwischen sehnsüchtiger Liebe und Gleichgültigkeit erst der einen, dann der andern Welt gegenüber niemals enden und immer wieder sich erneuen. „Wo du nicht bist, da ist das Glück!“ formulierte es einst ein Romantiker. Als Benzmann fern der Heimat war, viele lange Jahre schon, jahrzehntelang, da stieg auch in ihm die Sehnsucht nach ihr immer heißer empor!

Anfangs war es nur erst das Verlangen nach der heimatischen Natur, nach der norddeutschen Heide. Benzmanns 1903 erschienenenes Buch „Meine Heide“ zeigt auf, wie die ihm in Jugendtagen liebgewordene Heide Norddeutschlands, Pommerns seine „Sehnsucht nach Einsamkeit, nach dem vollkommenen Sichselbstwiederfinden“ heilte; sie vermochte es, weil sie ein Stück seiner Heimat war, sagt er doch selber von ihr: „Wie warst du Trösterin und Mutter mir, / wenn ich als Kind mit unverständnem Leide, / schwermütiger Sehnsucht voll, einst floh zu dir . . . / Beseligst fühl ich, schimmerndes Gelände, / wie mich von neuem deine Kraft durchsprüht!“ (Eingangsgedicht.) Nur wer dieses Land von Jugend an wirklich ganz besessen hatte, zwar für Jahre seine Liebe vergaß, aber dann doch wieder von der Heide heimgeholt wurde und von neuem ganz in sie einging, vermochte mit dieser Jubrunst von ihr zu jagen: „Meine Heide!“ Hier war er dabeim; hier gestand er offen: „In den dunklen Stunden / hab ich alles überwunden, / was die Jugend kühn verspricht: / ledig bin ich aller Herzen, / aller Freuden, aller Schmerzen, / wandle frei durch Nacht und Licht! / Und mich trösten tausend Sterne, / rauschen hör ich in der Ferne / Quellen, die ich früh gehört: / o Natur, o meine Lieder! / Segnend rauscht es auf mich nieder — / o wie war ich lang betört. . .“ (Gedicht „Wandlungen“).

Noch schwieg ihm damals die heimatische Stadt, — versunken lag sie irgendwo . . . Bis dann auch sie in seine Sehnsucht hineingriff und ihn zu sich rief, immer lauter, immer beredter! Benzmanns Buch „Kolberg“



offenbart uns so recht sein Heimfinden zu ihr. Zuerst, im Frühling 1924, kommen ihm Erinnerungen an die Jugendzeit, und Träumereien aus fernem Tagen und Schlingen wunderbar sein Herz. Bald aber weisen sie es dahin, woher ihm ein namenloses Glück erblühen sollte. Komm heim in die alte Stadt! Und schon fährt er im Geiste der Heimat zu: „... grüßt mich das Meer, / ein Silberstreif im Norden, und im Süden / steht stumm die Stadt im roten Abendfrieden — / der Dom spitz, weig und schräg, Wahrzeichen, Seele, Geist / der Heimat! . . . / D überfüllt ist das Glück, wie einst, wie einst / dies alte Bild der Heimatstadt zu sehn! / Mein Herz pocht laut! / Zu wenig Augenblicke / Jahr ich hinein auf goldenen Heimatbrücken . . . / . . . nun nimm mich, alte Stadt, / daß meine Seele eine Heimat hat: / nun geh mein Herz mit deines Herzens Schlag! / Gepriesen sei die Fahrt! / Hosianna sei dem Tag! / Nun will ich altjung und gar selig sein!“ (Ged. „Gruß an Kolberg“.)

Und so kehrte er im Herbst 1924 in der Heimatstadt ein — er war in Kolberg am 27. September 1869 geboren — und ließ die Vergangenheit, die Gegenwart zu sich reden. Wie beseligte ihn das Erlebnis all' der Stätten, an denen er einst geweilt! Das Meer, der Dom, die Gräber der Eltern, das Geburtshaus in der alten Schlieffenstraße, traumsetzige Nächte, erinnerungsschwere Sonntagnachmittage, die alten Wege und die Tafelrunde alter Jugendfreunde erfüllten sein Herz mit ungeahnten Seligkeiten. Nun erkennt er: „Jahre der Wand'ring stehen fremd und fern / wie graue Segler nachwärts, abgesehen. / . . . / D Mutter, lieg ich still in deinem Schoß? / Wie bin ich meiner treuen Heimateerde / urtief verbunden, — eine Kraft wirkt groß! / Segen der Heimat raunt ein neues Werden!“ (Ged. „Der Geburtstagsmorgen“.) Ganz klar erkennt er nun auch, welchen Segen die Heimat ihm einstmal mitgab: „... ist's mir, als wenn ich einem Wanderer gleiche, / der spät den Weg zur Heimat wieder nahm / und unterm alten Tor so labende Frucht bekam — / auf's neue nur — so, wie ihm einst ins Leben / die Heimat ihre Früchte heimlich mitgegeben . . .“ (Ged. „Die Schale mit den Früchten“.)

Wie dankerfüllt singt er nun beim Abschiednehmen: „Wohl dem, der seine Heimat wieder fand!“ — zugleich weiß er: „Ich ließ mein Herz in dem geliebten Land / und glaube kaum, daß ich es wiederhol', — / doch daß ich wiedertomme, glaub ich wohl . . .“ (Ged. „Wohl dem, der seine Heimat wieder fand“.) Fortan war sein Herz der Heimat tief verschoren. Bis weit ins Jahr 1925 hinein wurde sein Dank zu heissenmpfindenen Liedern. „... unser Kolberg, an das ich mit Liebe und Dankbarkeit zurückdenke, das ich bald wiederzusehen hoffe . . .“, schrieb er in einem Briefe vom 12. 1. 1926.

Doch dann erlosch, ehe er zurückkehren konnte, sein schaffensfrohes Leben. Am 7. 1. 1926 ging er in seinem Heim in Berlin-Steglitz zur ewigen Heimat ein. Hildegard Behr.

### Fritz Stavenhagen, ein niederdeutscher Dramatiker

Nicht irgendein Hamburger Lokalpoet war Fritz Stavenhagen, sondern der erste in niederdeutscher Sprache dichtende wirkliche Dramatiker.

Er hatte das dreißigste Lebensjahr noch nicht vollendet, als er am 9. Mai 1906 verstarb. In fünf entbehrensreichen Schaffensjahren waren, außer einem Band Erzählungen „Grau und Gold“, fünf Bühnenwerke entstanden, in denen eine dramatische Begabung von hohen Graden sich zu erkennen gab. Der 1901 entstandene Einakter „Der Lotse“, die Tragödie eines Altersnden, der sich nicht überwinden kann, zugunsten seines Sohnes auf seinen Posten zu verzichten, zeigt zugleich bemerkenswert sicheren Zugriff; unauslöschlich haftet der Augenblick, da der Lotse den Entschluß faßt, aus dem Leben zu scheiden, damit der nach China angemusterte Sohn dabei bleiben kann und bleiben muß. Auch das im selben Jahr entstandene Volksstück

„Jürgen Piepers“, in dem ein mecklenburgischer Bauer zugrunde geht an der Beseffenheit, seinen Hof zu vergrößern, enthält Szenen, die von unheimlich sicherem dramatischen Instinkt zeugen; allerdings zerflattert es im ganzen und ist für die Bühne nicht zu retten. 1904 folgte „Mudder News“, das bekannteste und erfolgreichste von Stavenhagens Dramen, 1905 die Komödie „De dütsche Michel“, deren gehaltvoller Kern in einer bei dem Dichter in diesem Grade ungewohnten epischen Breite verloren geht.

Des Dichters ganze Gestaltungskraft offenbart sich in seinem letzten Werk „De ruge Hoff“. Die bäuerlichen Figuren runden sich, das Gesamtbild ist reich und farbig, bleibt aber klar gefügt, die Konflikte werden tiefer und die Lösungen fühner. Die Komödie mündet, dem „Biberpelz“ darin nicht unähnlich, jenseits von Gut und Böse, ohne daß jedoch lehtin der sittliche Grundcharakter der prächtigen weiblichen Hauptfigur, der Bäuerin Dürten Kummerow, zu übersehen wäre.

Stavenhagens Naturalismus, anfangs Gerhart Hauptmann und vielleicht auch Anzengruber verpflichtet, entwickelte sich mehr und mehr zu einer selbstständigen und unbefangenen Darstellungsform, die aus dem niederdeutschen Lebensraum ihre besondere Prägung empfing. Niederdeutsch ist in seinen Dramen nicht nur die Sprache, sondern ebenso das Gefühl und die Anschauung.

Obgleich er aus dem Reifen seiner Begabung herausgeriffen wurde, hat Stavenhagen mit den wenigen Werken, die er hinterließ, den eigentlichen Grundstein gelegt zu einem eigenwilligen niederdeutschen Drama und Theater. Erwiesen war durch ihn, daß die plattdeutsche Sprache, deren Eignung für das erste empfindungsvolle Gedicht Klaus Groth bereits dargetan hatte, auch auf der Bühne keineswegs nur zu derb komischer Wirkung taugte. Erst diese Erkenntnis und ihre Erhärtung durch das Werk des Dichters ermöglichten eine Entwicklung, die kirzlich beispielsweise dazu führen konnte, der von Dr. Ohnsorg geleiteten, künstlerisch strebenden Niederdeutschen Bühne in Hamburg ein eigenes Theater zur Verfügung zu stellen.

Im niederdeutschen Lebensraum haben Stavenhagens Dramen ihre eigentliche Stätte. Aber sie sind wesentlich genug, um auch darüber hinaus beachtet zu werden. Selbst auf die Gefahr hin, daß eine Übertragung dem eigentlich niederdeutschen Gehalt manches schuldig bleibt, wäre zu erwägen, ob nicht nach „Mudder News“ auch „Der ruge Hoff“ für die hochdeutsche Bühne bearbeitet werden sollte. Carl Dietrich Carls.

### Erich Müller-Steglich zu seinem 60. Geburtstage

Wohl selten hat sich jemand so liebevoll und trenn mit seiner Heimat und ihren hervorragenden Persönlichkeiten beschäftigt, wie der Schriftsteller Erich Müller-Steglich, der am 18. September d. J. seinen 60. Geburtstag beging. Von Jugend an hat er alles ihm zugängliche und oft schwer erreichbare Material über Pommern, seine Staatsmänner, Künstler und Schriftsteller gesammelt in einem Privatarchiv, wie es wohl einzig dasteht. Und dies umfangreiche Material hat er gesichtet, geordnet und Werke daraus geschaffen, die der Nachwelt Kunde geben von allen aus der Provinz Pommern hervorgegangenen bedeutenden Männern und Frauen.

Zwei große Werke hat er druckreif liegen, eins von 600 und ein anderes von ungefähr 2000 Seiten mit vielen hundert Illustrationen, außerdem einige kleinere Manuskripte musikalischen und historischen Inhalts. Ohne Förderung durch die Behörden der Provinz Pommern wird die Herausgabe dieses umfangreichen und wertvollen Heimatgutes wohl kaum möglich sein.

Erich Müller-Steglich ist in Stettin geboren, hat dort das Marienstädtische Gymnasium besucht und während dieser Zeit Gelegenheit gehabt, als Schüler des Komponisten Professor Dr. C. Adolf Lorenz und im häuslichen Verkehr mit ihm seine musikalische Veranlagung vorteilhaft zu entwickeln und zu vertiefen. Als Mitglied

des Würtzents-Chores in Köln und verschiedener anderer bedeutender Sängers- und Musikvereinigungen war er Berichterstatter der Niederrheinischen Musikfeste für Stettiner Zeitungen und mehrere Zeitschriften, wodurch er als Musikschriststeller in weiten Kreisen bekannt wurde.

Groß ist die Zahl der Zeitungsaufsätze, die er veröffentlicht hat, um pommerische Künstler und Schriftsteller zu fördern. Die Anbringung von Gedenktafeln (C. Ad. Lorenz in Köslin, Hans Benzmann und Martin Plüddemann in Kolberg, Emil Bahrfeldt in Prenzlau und Wilhelm Rudnick in Siegnitz) sowie die Erneuerung der Kompositionen Lorenz und Taubert zu Ehrenbürgern ihrer Geburtsorte geschah auf seine Anregung.

Seit 1911 wohnt er in Berlin-Steglitz, Holzsteinische Straße 53. Hier fand er ein reiches Beschäftigungsfeld, war 1915-1921 ehrenamtlicher Archivar des Leistungsmuseums, Mitarbeiter an Woerls Reisetagebuch, Degeners Zeitgenossen-Verikon, Unser Pommernland usw., veranstaltete Kunstabende mit eigenen Vorträgen und stand in regem Briefwechsel mit pommerischen Künstlern und Gelehrten, von dem ungefähr 1200 Briefe und Karten zeugen, die in seinem Besitz sind.

Er war 1914 Mitbegründer des Pommernbundes zur Förderung heimatlicher Kunst und Art in Berlin und führte lange den Vorsitz. Noch jetzt stellt er als Kultur- und Pressewart seine vielseitigen Kenntnisse in pommerischer Kunst und Literatur dem Verein zur Verfügung.

Wer so unermüdetlich von Jugend an seine ganze freie Zeit im Dienste an der Heimat verwendet, ist wert, daß seine Bestrebungen in der Öffentlichkeit anerkannt und besonders in seiner Heimatprovinz gewürdigt werden.

Paul Bendlin.

### Die Marienkirche in Loitz

Etwas abgelegen von der Hauptverkehrsstraße, der Nordbahn Berlin-Stralsund, bescheiden am Uferstromial der Peene liegt die alte wendische Siedlung Lutzba = Loitz. Wer von Demmin her sich ihr nähert, den grüßt schon aus der Ferne der weit leuchtende, weiß getünchte Kirchturm mit seiner preußischen Nickelhaube. Im vorigen Jahre hat man ihm ein neues Kleid gegeben, doch ahnt der Fremde nicht, daß er in seinem Untergeschloß noch von einer Zeit reden kann, die das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrhunderts bedeutet.

Es ist die Zeit, in welcher die Arbeiten eines sogenannten byzantinischen Stiles in ihrer höchsten Vollendung und in ihrem Verfall erscheinen, während gleichzeitig ein neuer Stil, der gotische, sich aus ihm entwickelt.

Prof. Dr. Franz Kugler, der im Auftrage der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde im Jahre 1839 eine Forschungsreise durch Pommern machte, die förmlich den Charakter einer Entdeckungsreise hatte, fand auch in Gegenden, die „entfernt von dem historischen Schauplatz“ lagen, zu seiner Ueberraschung Kirchen, an denen Reste des byzantinischen Stiles erhalten sind, wie z. B. an den Kirchen in Ber-

gen, Altenkirchen, Colbatz, Cammin, Tribshorn, Lüssan, Kleinberg, Bilmniz, Pajewalk, Sagard, Dangarten. Auch die Kirche in Loitz ist da zu nennen. Kugler nennt sie „ein barbarisches Gemisch der Bauformen aller Jahrhunderte“. Ihr ältester Teil, der für unsere Untersuchung in Frage kommt, zeigt die allgemeinen Merkmale des Uebergangsstiles: niedrig im Bau, besonders in den Seitenschiffen, quadratischer Altarraum, an den sich wohl eine im Halbkreis gebildete Nische schloß, Balkendecke, im Westen eine Vorhalle, eigentümlich gebildet.

Viele Jahre hindurch hat man in unserm Kirchenbau kein wesentliches Interesse geschenkt. Mancher Interessierte sah wohl sein Inneres, staunte über die Bauformen aller Zeiten, doch die Tünche des ganzen Baues am Aeußeren und die ausgeglichenen Formen des Innern ließen es zu einer näheren Untersuchung nicht kommen. Selbst der tüchtige Regierungs-Baumeister Ernst v. Habelberg, der auch im Auftrage der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde i. J. 1888 unsern Ort besuchte und eingehend den Bau unserer Marienkirche studierte, hat sich in seinem Urtheil über die Entstehungszeit der einzelnen Teile des Gebäudes geirrt.

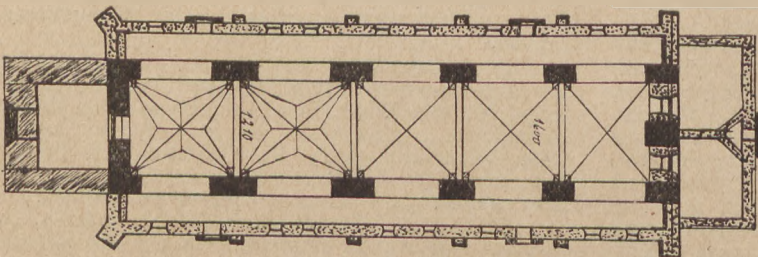
Wir können beim Bau unserer Marienkirche drei Perioden feststellen.

1. Das Langhaus bis zu seiner Erweiterung um die Hälfte nach Osten zu ist um 1210 einschiffig im byzantinischen Stil erbaut worden. Beweis: Wie der Turm im September/Oktober v. Js. vom alten Mörtel an seinem Aeußern befreit wurde, entdeckte man zum Erschaunen aller Interessenten den alten romanischen Rundbogen der früheren Eingangstür zur Vorhalle, niedrig und aus Backziegeln im alten Klosterformat.

Eine solche rundbogige Tür mit Widerlaggejims zeigt auch die westliche Giebelwand des Schiffes; oberhalb derselben befinden sich zwei rundbogige Fenster mit schräger Leibung. Dieser alte Teil war mit einer Balkendecke versehen, also flach gedeckt. Doch nicht nur die Südwand, wie Prof. Kugler schreibt, sondern auch die Nordwand zeigt noch die alten, später vermauerten Fenster, 4 kleine und 4 größere, selbst die runden Rüstlöcher sind noch dort in den Felsenwänden zu sehen.

Bei der Renovierung der Kirche i. J. 1906 wurde im NW-Pfeiler eine Tür im byzantinischen Stil freigelegt, und wo bisher mancher Mund geschwiegen hatte, hier singen die Steine an zu reden. Diese Tür wäre niemals an eine Stelle der Wand gesetzt worden, die den Hauptdruck der Gewölbe zu tragen gehabt hätte. Demnach sind, wie aus der Skizze zu ersehen ist, die jetzigen vier, vormals (vor 1906) ganz unregelmäßigen Pfeiler die alten Umfassungsmauern gewesen. So war also die alte Urzelle des byzantinischen Teiles ein Felsenbau. Ein noch heute bestehbarer Treppenturm im NW. führte, da noch kein Turm, sondern nur eine Vorhalle vorhanden war, zum Dachboden. Daß dieser alte Teil ferner keine Seitenschiffe hatte, kann man deutlich an der Balkenkonstruktion erkennen, indem die Sparren durch eine Verlängerung über die Seitenschiffe hinweggeführt wurden.

2. In spätgotischer Zeit geschah die Einwölbung des bezeichneten Baues mit zwei länglichen Sternengewölben. Als Gewölbeträger dienten Teile der Wand (heute Pfeiler), die als Verstärkung rechteckige Vorlagen erhielten. Die übrigen Teile der bisherigen Außenwände wurden ausgebrochen und dem Bau zwei Seitenschiffe angefügt, in deren Wände man die ausgebrochenen Felsen mitvermauerte, und von denen aus wiederum die Lichtzufuhr ge-



Grundriß der Marienkirche in Loitz. Der älteste Teil (1210) ist an den beiden Sternengewölben erkennbar, die anstelle der ursprünglichen Balkendecke aber erst in späterer Zeit angebracht wurden.

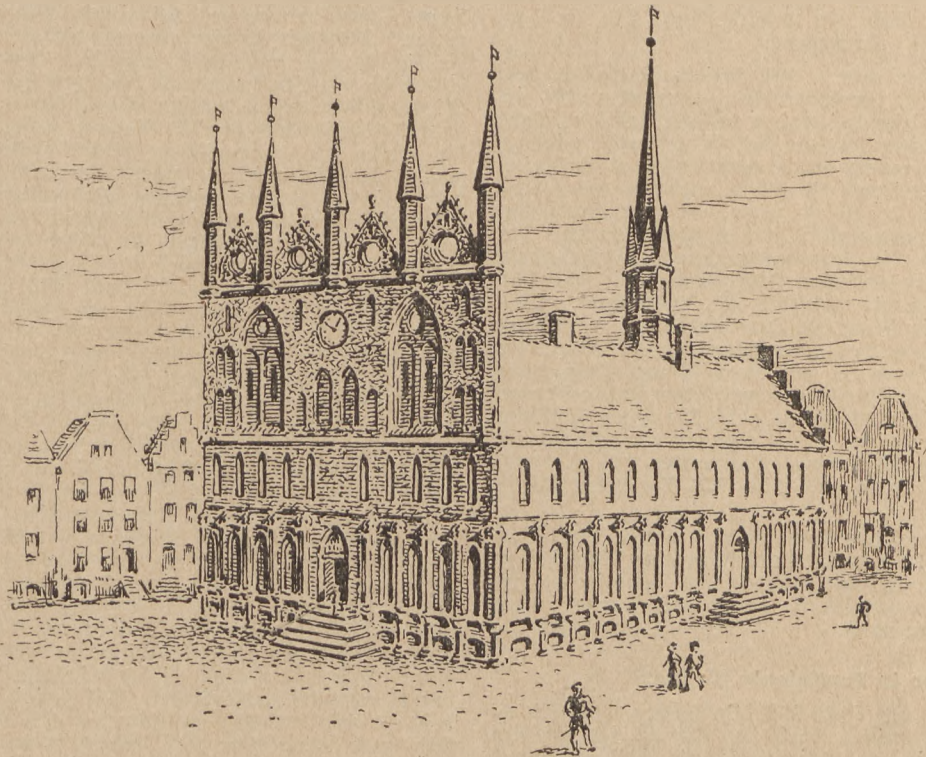
schah. Den mittelalterlichen Dachstuhl legte man, wie schon unter 1 angedeutet, in seiner ganzen Breite auch über die Seitenschiffe (als Verlängerung), auch der gotische Ziergiebel entstand anstelle des romanischen niedrigen Giebels mit zwei Fenstern und Blendfenstern.

Leider ist nicht mehr festzustellen (es hätte 1906 geschehen müssen, als man das neue Gestühl baute), ob der Abschluß des Chores im Rechteck mit einer Apsis geschah, oder ob es ein Kreuzbau mit Chor als Verlängerung des Schiffes war. Letzteres ist nach meinem Dafürhalten wohl nicht der Fall gewesen.

3. Im Jahre 1600 wurde das Gebäude durch die Herzogin Hedwig Sophie von Pommern-Volgast,

Im Jahre 1866 ließ man die beiden Sakristeien rechts und links vom Altar eingehen und verlegte dieselben in einen Anbau am östlichen Giebel. 1878 wurde das Gebäude äußerlich und innerlich instand gesetzt, bis im besagten Jahre 1906 eine gründliche innere Erneuerung geschah, worüber s. Zt. in „Unser Pommernland“, 15. Jg., 1930, Heft 8/9, eingehend berichtet wurde.

Mögen diese bescheidenen Ausführungen dafür sorgen, daß Bauachverständige und andere Interessierte gelegentlich ihre Schritte nach hier lenken, um an Ort und Stelle den alten byzantinischen Bau zu studieren. Unterzeichneter ist zu jeder Zeit bereit, die Führung zu übernehmen. Ditto Schumacher, Loitz.



Das alte Kolberger Rathaus, das 1807 in Brand geschossen wurde (Rekonstruktion nach der Stadtansicht von 1614 und dem Merianschen Stich von 1652)

die auf dem Schlosse in Loitz ihren Witwenstift hatte, in Stand gesetzt (Biederstedt, Beitr. II, S. 23). Darüber schreibt eine Tafel in unserer Kirche: „Dieser Tempel, gegründet im 12. Jahrhundert, als Pommerns Höhenaltäre stürzten, erweitert um die Hälfte im Jahre 1600 durch die Voizer Fürstin Sophie Hedwig, entweicht und zerstört im Kriege, da Pommerns Feste geschleift ward, trat aus dem Staub hervor, als Karl XIII. den Thron bestieg und Frieden schloß, und ward Gott dem Welkenwater geweiht am festlich heiteren Morgen des 17. November 1811.“

Diese Erweiterung des ganzen Baues (Mittel- und Seitenschiffe) geschah nach Osten zu um drei Noche, die mit Kreuzgewölben gedeckt wurden und von quadratischem Grundriß sind.

Der Turm ist, wie anfangs schon erwähnt, in seinem Unterteil eine romanische Halle, entstanden zwischen der 2. und 3. Periode im 16. Jahrhundert, auf keinen Fall vor der 2. Periode; denn dann hätte der Ziergiebel keinen Zweck gehabt. Nach Mikralius (6. Buch, S. 439) hat 1621 die fürstliche Witwe den Turm der Stadtkirche fein ausbauen lassen, wie er noch auf dem Merianschen Stich vom Jahre 1652 zu sehen ist. Er war mit Schindeln gedeckt, wurde später baufällig, bis zu seinem Untergeschoß abgetragen und bekam 1832 seine jetzige Gestalt (Haube, Laterne und Pyramide).

### Das alte Rathaus in Kolberg

Das älteste Kolberger Rathaus, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet, lag in der Landesbandstraße, welche später in Proviantstraße umbenannt wurde. Diese Straße galt damals als die vornehmste der Stadt, und hier standen die Häuser der Handelsherren und des umwohnenden Adels. Als in der Hanfzeit die Stadt wuchs und der Wohlstand der Bürger zunahm, wurde auf dem Markte ein Neubau errichtet. Das alte Rathaus ging in Privatbesitz über, für kurze Zeit diente es unter dem Großen Kurfürsten wieder öffentlichen Zwecken. Es wurde Sitz der Regierung. Als dieselbe 1668 nach Stargard verlegt wurde, kam es in die Hand der reformierten Gemeinde und machte einem Kirchenbau Platz, der noch heute seinen Zweck erfüllt.

Die genauen Baudaten des zweiten Rathausbaues sind unklar nicht mehr zu ermitteln, doch wird das Gebäude um 1380 vollendet gewesen sein. Das Rathaus war in Hufeisenform errichtet und an der nordwestlichen Front mit einem prächtigen gotischen Giebel geschmückt, welcher in seiner reichen Architektur Anklänge an das ältere Stralsunder Rathaus zeigte. Da der Giebel in der Nacht zum 2. Juli 1807 französischen Brandkugeln zum Opfer fiel, sind wir für seine Darstellung auf zwei ältere Stadtansichten ange-

wiesen, auf das Delgemälde von 1614 und den Merianschen Stich von 1652. Die beiden Darstellungen zeigen erhebliche Unterschiede. Während das ältere Bild 7 Türmchen aufweist, zeigt der Meriansche Stich nur 5. Auch in Bezug auf die Giebelstellung ergibt sich ein Widerspruch. Während sie nach dem Delgemälde nach Nordwesten zeigt, erscheint sie auf dem Stich nach Südwesten gerichtet. Während der Unterschied in der Gestaltung des Giebels auf Umbauten, wahrscheinlich Einbau einer Uhr, zurückzuführen ist, ergeben sich urkundlich keinerlei Anhalte für die Verlegung des Schaugiebels von der nordwestlichen Schmalseite nach der südwestlichen Längsfront. Der Rekonstruktion des zweiten Rathauses ist die Giebelgliederung des Stiches zu Grunde gelegt, doch die Frontstellung, wie sie das Delgemälde gibt, übernommen.

Da die Nordwestecke des zweiten Rathauses den Brand von 1807 überdauert hat, kann man sich ein Bild von der Gesamtsiedlung des Gebäudes machen. Zwischen den hohen Fenstern des Erdgeschosses gliedern Backsteinpfeiler, welche am Kellergeschoß auf Kalksteinsäulen ruhen, reizvoll die Wand, während das Obergeschoß eine glatte Wand zeigte, die nur durch die schmalen Spitzbogenfenster unterbrochen wurde. Im Erdgeschoß lag die sogenannte „große Stube“, die Räume für die städtischen Festlichkeiten, die Gewölbe der Stadtkammer und die Stadtschreiberei. Das Stadtgericht, die Stube der Zunftoberen und das Archiv waren im Obergeschoß untergebracht. Der Ratskeller hat alle Jahrhunderte mit ihren Kötten, Belagerungen und Bränden überstanden, und gerne suchen Fremde noch heute die alte Gaststätte auf. Die offene Südseite wurde später zugebaut, damit entstand ein geschlossener Hof; verschiedene Umbauten, Erneuerung des Turmes, haben immer wieder das Bild der südöstlichen Seite verändert.

Die hier gezeigte Rekonstruktion\*) stellt einen Versuch dar, das alte prächtige Gebäude in seiner Schönheit zu zeigen. Soviel ist sicher, daß es eine Perle im Kranz der Hanfsstädte gewesen ist, deren Verlust man immer wieder bedauern muß.

Otto Kubow.

### Pommerndorfer in Deutschlands Westmark

Man schrieb das Jahr 936. Zu Rachen, dem Mittelpunkt des Weltreiches Karls des Großen, saß auf dem Marmorstuhl in der Säulenhalle, die Kaiserspalz und Münstere miteinander verband, König Otto, der Sohn Heinrichs des Vogelfellers. Am 7. August hatte man ihn feierlich gekrönt. Ein Jahrtausend ist vergangen, seitdem hier das Regiment des Reiches in die Hand des jungen Königs gelegt wurde, der zwar nicht mehr das Reich Karls des Großen regieren konnte — das war unter dessen Nachfolgern schon zerbrochen — aber stark genug war, das Erbe seines Vaters zu erhalten. Sein Wirken in der Verchristlichung seines Landes hat nicht nur für die pommerischen Lande, sondern auch für das Rheinland und die angrenzenden nassauischen Gauen besondere Bedeutung.

Vor 1000 Jahren saßen im Pommerland, in Mecklenburg und der nördlichen Mark die Wenden mit ihren Stämmen, den Wilzen, Obotriten, Tholefanern und Redariern, den Circpanern und Rizzingern. Als Grenzvölker des Deutschen Reiches fielen sie nicht selten in dessen Gebiet ein, wie die deutschen Stämme sich nicht scheuten, gelegentlich einen Beutezug in wendisches Gebiet zu machen. Otto sah sich daher genötigt, Grenzmarken zum Schutze gegen sie und gegen die gleichfalls lästigen Dänen zu schaffen und über sie Markgrafen zu setzen, die mit starker Hand die unruhigen

Nachbarn zur Ruhe brachten. Gegen die nördlichen Wenden und Dänen hielt der Markgraf Hermann Billung, gegen die Wenden an der mittleren Elbe der Markgraf Gero scharfe Wache. Wie Karl der Große machte er das Heidentum dieser Völker verantwortlich für ihre immer wieder ausbrechenden Aufrührer. Wie Karl der Große suchte er daher christliche Lehren bei ihnen einzuführen. Deutsche Bischöfe ließ er ihre Bistümer weit hineinschieben in das Wendenland und gründete selbst das Bistum Havelberg. Im Lande zwischen Elbe und Oder erlangen deutsche Kirchenglöden. Verstümmten allerdings manchmal, wenn die Anhänger der heidnischen Lehre die neu errichteten Altäre stürmten und die christlichen Priester ermordeten, wenn an christlicher Stätte wieder den heidnischen Göttern gedient wurde. Otto der Große vermied die Grausamkeiten, die sich Kaiser Karl hatte zuschulden kommen lassen, als er die Sachsen unterwarf. Er sann auf friedlichere Mittel, siedelte die heidnischen Wenden in Gegenden an, da das Christentum bereits Eingang gefunden, da an die Stelle der germanischen Götter Heilige getreten waren. Und so erhielt besonders der westliche, entfernteste Teil des Reiches zahlreiche Wendensiedlungen, der Niederrhein, der Lahngau, Südwestfalen und der Westerwald. Meist wurden diese in der Nähe geistlicher oder weltlicher Herrnsitze angelegt. Waren die Siedler in ihrer pommerischen Heimat freie Männer gewesen, so wurden sie hier hörig. Erst eine spätere Zeit gab ihnen ihre Freiheit wieder. Freilich ist heute nach tausend Jahren von wendischer Art nichts mehr zu spüren, nicht in der Sprache, nicht in Sitte und Brauch, und die Einwohner dieser ehemals wendischen Dorfsiedlungen wissen nichts mehr davon, daß ihre Vorfahren im Pommerland ihre Urheimat gehabt haben, wendischen Blutes sind. Lediglich die Namen der Ortschaften reden davon. So liegt im Westerwald das Dorf Wienau. In alten Urkunden hieß es Wynden, Winden, Whenden, Wene, Wienaw oder Winow. Wohl meinet der eine oder andere, das hänge mit dem Wind zusammen, doch der weßt überall auf dem Westerwald, andere behaupten, es hieße Weinau, doch es ist dort alles andere als eine Aue zu finden, und Wein dürfte niemals dort gebaut worden sein, es hätte denn eine solche Sorte sein müssen, die dem schlechtesten „Machepuzer“ an Güte nachgestanden. Viel spricht jedoch dafür, daß es eine der Wendensiedlungen des Kaisers Otto war. Die Einwohner des Dorfes nahmen in alten Zeiten eine eigenartige Stellung ein. Waren die der anderen Dorfschaften schon ihrer Herrschaft zu Gehorsam, zu „gebotenen“ und „ungebotenen Diensten“ verpflichtet, so hieß es vor jenen in alten Urkunden, „sie sollen funderliche dienen, gehörlich (hörig) und gehorsam sein“, und in einigen ist sogar von „wendischen Leibeigenen“ die Rede. Auch die Endungen aw und ow, die in ältesten Zeiten gebräuchlich waren, sind später aber verloren, weisen auf wendischen Ursprung hin. Dazu kommt, daß das Dorf in Kreuzform angelegt ist, diese bis heute beibehalten hat und man im Volksmunde erzählt, diese Form sei bei der Gründung befohlen worden, damit die Siedler das Kreuz immer vor Augen hätten und der Glaube daran um so leichter Wurzel schlagen könne. So dürfte es kaum zweifelhaft sein, daß der Ort eine wendische Siedlung ist und seine Ureinwohner aus Pommern eingewandert sind. Es ist nicht das einzige seiner Art. Man behauptet das gleiche von manchen andern, so von Winden im Lahntal, Winnen im Westerwald, Winden im Hessischen, Wenden im Sauerland, Wimmersbach im Siegerland, Winnen an der Ahr, Winten im Kreise Schleiden (Eifel) und Winden im Kreise Elberfeld.

Eine ganze Reihe von Pommern- bzw. Wenden-dörfern gibt es also in Deutschlands Westmark, die in dieser Zeit auf ein fast 1000 jähriges Bestehen zurückblicken können und deren Entstehung sich knüpft an den Namen des deutschen Königs, dem man am 7. August 936 die Krone aufs Haupt setzte.

Otto Kuntel.

\*) Aus des Verfassers kürzlich erschienener kleiner Schrift „Stadt und Festung Wolberg“, die mit einer ganzen Reihe von Federzeichnungen von seiner Hand geschmückt ist. Wir verweisen auf die Besprechung im vorliegenden Heft. Schriftleitung.

## Der Hiddenseer Goldschmuck in der Volksage\*)

Der in den Jahren 1872—1874 bruchstückweise aufgefundene Hiddenseer Goldschmuck, heute im Straßener Stadttreior gehütet, hat Jahrzehnte hindurch die Kunstgeschichte und Dichtung Deutschlands — und der nordischen Länder überhaupt — beschäftigt. Doch über bloße Annahmen und Wahrscheinlichkeitsausagen ist man bis heute nicht hinausgekommen. Die Dichtung hat sich mehr als einmal das Problem des Goldschmuckes zur Vorlage genommen, um die Frage nach der Herkunft und Wanderung des Goldschmuckes dichterisch-psychologisch zu motivieren und zu erhellen.

Das Volksgemüt aber und die dichtende Volksphantasie gestalteten auf dem „söten Lämeken“ eine eigene Sage über den seltsamen und kostbaren Fund.

Hier sei zunächst der historische Tatsachenbericht über den Fund — wie ihn Museumsdirektor Dr. Baier-Stralsund und andere seinerzeit gaben — in die Erinnerung zurückgerufen, um ihn der nachfolgenden Volksage vom Hiddenseer Goldschmuckfund vergleichsweise gegenüberzustellen.

Die damalige Fundstelle des etwa 16 teiligen, aus purem Golde getriebenen Schmuckes befand sich auf einem südlich von Neuenborn gelegenen Teile des Hiddenseer Strandes, der an dieser Fundstelle eine langgezogene, schmale und niedrige, oft vom Wellengang überpülte Stranddüne bildete. Die einzelnen Teile des Schmuckes wurden zu verschiedenen Jahren und Jahreszeiten aufgefunden, umfassend die Zeit vom November 1872 bis Februar 1874. Das erste Stück des Schmuckes wurde am 14. November 1872, dem Tage nach einer die Insel heimsuchenden Sturmflut gefunden. Es lag, vom Deckande entblößt, an einer Stelle des Strandes, wo die Dünnung neue Dünenreliefs geschaffen hatte. Bei näherem Nachsuchen an jener Stelle wurden dann Pfingsten 1873 durch Fischerhände sieben weitere Stücke aufgesammelt. Das folgende Jahr brachte mehrere neue Funde: am 14. Februar 1874 wurde die Insel von einer neuen Sturmflut verheert, namentlich an den Westufern. Die darauf folgenden Tage der Stille brachten letztmalig neue Fundstücke zutage.

Sämtliche Teile des Schmuckes wurden entweder auf der Sandoberfläche mit dem Auge gesichtet oder in ein und zwei Zoll Tiefe aus dem losen Sande gescharrt. Der das Gold hergebende Dünenzug verlief von Nordosten nach Südwesten, hatte eine Längenerstreckung von etwa 180 Fuß und eine Breite von 4—5 Fuß. Die Nordost-Südwestrichtung des kleinen Landstreifens entsprach der herrschenden Richtung der Stürme, durch welche die Sturmfluten verursacht waren.

Die einzelnen Fundumstände bewiesen, daß der Goldschmuck aus dem Innern der Insel herausgespült worden war, nicht jedoch vom Meere durch Wasserbewegung und Wellengang ausgeworfen wurde. Die ursprüngliche Lage im Innern der Insel wurde auch durch in einigen Hängestücken des Schmuckes noch haftenden moortigen Staub bestätigt, während sich an ihnen, wenn sie aus dem Meere heraufgekommen wären, Meeresand befinden haben würde. Wahrscheinlich lag der Gesamtschmuck in einer Urne, wofür der Umstand spricht, daß der Halsring in doppelter Bindung sich zeigte, wie wenn er in ein Gefäß von bestimmter Größe hätte untergebracht werden sollen. —

Soweit die Feststellungen der Forschung.

### Die Volksage.

Seit Jahrzehnten geht auf Hiddensee eine Sage von Mund zu Mund, die den so eigenartigen und seltsamen Fund motivieren und aufklären will. Wieviel an dieser Volksüberlieferung wahr oder unwahr ist, wird kaum noch festzustellen sein. Doch das eine lehrt die Ueberlieferung aus Volkes Mund, daß auch das kleinste Sagenwerk nicht eines Ereignisstrunks und geistlichen Tatsachenkeimes entbehrt.

\*) Abbildung in „Unser Pommerland“ 1933, S. 4/5 (Sonderheft Hiddensee) S. 160.

Ob diese volkstümliche Wahrheit auch auf den vorliegenden Fall bezogen werden darf?

Bei der angeborenen Schweigsamkeit und Wortkargheit der schollenfesten Hiddenseer Fischerbevölkerung war es nicht gerade leicht, den Alten der Insel die Volksage vom Goldschmuckfund bruchstückweise zu entlocken. Durch den Umweg des städtischen Verwandtenbesuches bei einem dieser am Funde noch beteiligten Fischer gelangte die Sage schließlich an das Ohr des unterzeichneten Sagenzählers.

Die folgende Sagenfassung wirkt ein besonderes Licht auf die Feststellungen Dr. Baiers u. a., denen die Volksüberlieferung nicht bekannt geworden zu sein scheint.

Was mein Gewährsmann tropfenweise aus dem Munde des alten Hiddenseer Fischers Johann Hübner-Neuenborn (auf Hiddensee) vernahm, sei hier zusammenhängend mitgeteilt:

Ein jütändisches Schiff wurde in einer dunklen Novemberrnacht durch Sturm verschlagen; es irrte mehrere Tage und Nächte auf dem Meere umher, bis es an der Flachküste Hiddensees, südlich von Neuenborn, auf Grund lief. An ein Loskommen war nicht mehr zu denken.

Das Fahrzeug war ein Kaperschiff, das manches gestohlene Gut an Bord hatte. Sein kostbarster Besitz jedoch war der goldene Halschmuck eines Dänenkönigs.

Niemand, der das Schiff je gesehen hatte, wußte um seine Aufgabe und Bestimmung. Der Kapitän selbst stand in seiner seeländischen Heimat in dunklem Rufe, und man wußte nicht, ob man ihn den tollkühnen Piraten oder den durch harte Arbeit reich gewordenen zugefallen sollte. Doch schien die erste Annahme mehr für sich zu haben.

Als das jütische Segelschiff am Hiddenseer Strande festsaß, hörte man seine Notsignale weit über das Dorf hinaus. Die bereitwilligen Fischer von Neuenborn eilten herbei, um zu retten, was noch zu retten war, vor allem, die Besatzung des Schiffes in Sicherheit zu bringen. Der Kapitän und seine Leute wurden unter eigener Lebensgefahr an Land gebracht. Jedem der Schiffbrüchigen wurde bei den Fischersleuten Quartier geboten, wo er nach langer Zerrfahrt sich menschlich einrichten konnte.

Es war noch in der Unglücksnacht, da machte sich eine damals übel beleumdete Diebesfamilie auf und ruderete auf kleinen Booten durch die Flachsee hinaus zu dem gestrandeten Schiffe, um seine Geheimnisse zu ergründen. Und während der Kapitän des fremden Zweimasters im Hause dieser Familie schlief, wurde das Schiff durchsucht. In der Kajüte des Kapitäns fand man Gold und Silber die Fülle. In einer eisernen, zwar verschlossenen, doch bald geöffneten Kassette lag der glänzende Goldschmuck, der einstmalig eines Königs Brust geschmückt hatte. Nun war er längst das Beutestück des jütändischen Kapitäns, der den Königschatz aus einem jütischen Strandschlosse gestohlen hatte.

Sei es, daß die Schiffsplünderer vom schlechten Gewissen gequält wurden, sei es, daß sie den geraubten Schatz in unergründlichen, sicheren Gewahrsam bringen wollten — sie vergaben ihn noch zur selbigen Nacht am Strande, dem Schiffe gegenüber, im moorigen Untergrunde der Kliffenböschung.

Niemand als die dunkle Nacht war dessen Zeuge, was hier geschehen war.

Der jütändische Kapitän fuhr, bald nachdem er aus langem Schlaf erwacht war, zu seinem gestrandeten Schiff hinüber, um sein Hab und Gut und vieles mehr, wovon nur er wußte, an Land zu holen. Doch kaum hatte er die Kajüte betreten, als er wahrnehmen mußte, daß sein Schiff bestohlen war. Auch die kostbare Kassette stand nicht mehr an ihrem früheren Orte.

„Wo is mien Gold? All mien Gold is weg!“ rief er wie irrsinnig aus. Als die umherstehenden Fischer ihn am Strande befragten, welches Gold er denn

meine, da besann sich der Jammernde eines anderen und meinte: „Mien golden Uhr is weg!“

Der Goldschmuck aber fand sich nimmer wieder, so viel der Kapitän auch suchen und fragen mochte im Dorfe.

Die Golddiebe aber, die niemals Wind und Wetter fürchteten, die weder Eigentumsrecht noch Strandgut achteten, mußten bald erkennen, daß ihnen der vergrabene Schatz nicht nützlich war. Zudem wurden sie von innerer Unruhe gequält und kehrten manche Nacht zur Stelle des vergrabenen Schatzes zurück. Dort „fanden“ sie die einzelnen Teile des Goldschmuckes — und immer waren es die größten und ansehnlichsten Teile, während andere Fischerfamilien Neuendorfs nur kleinere Schmuckstücke auffanden.

Die ungetretenen Goldfinder hatten ihren Verwandten (zu Straßund) Nachricht von dem gefundenen Goldschmuck zukommen lassen. Er hatte ihnen manche Mark eingebracht.

Wunschgemäß schrieb eines Tages eine Straßunder Verwandte an die Goldfinder, sie hätte geträumt, daß noch nicht alle Teile des Goldschatzes gefunden seien, man wüßte doch an den bisherigen Fundstellen nachgraben, ob ihr Traum nicht wahr gesagt habe.

Die Neuendorfer Verwandten ließen sich diesen Rat bald angelegen sein. Sie begannen (an der ihnen wohl bekannter Fundstelle) von neuem zu graben und fanden zu Anfang des Jahres 1874 den goldenen Halsring, der ihnen neue Belohnung einbrachte. —

Der Neuendorfer Erzähler dieser Volksüberlieferung, der damals noch ein Knabe war, fand trotz eifrigen Suchens nur ein einziges Stück des seltsamen Goldschmuckes. Jeder neue Seegang führte ihn von neuem in unruhiger Sucherfreude an den Strand — doch jedesmal kehrte er unbefriedigt heim. Heute ist dieser Neuendorfer Fischer einer der ältesten Einwohner der Insel; doch stehen die großen Jahre des Hiddenseer Goldschmuckfundes noch frisch-lebendig vor der Seele dieses eingeborenen Inselaners.

Willy Finger, Demmin.

### **Pommersche Mädchen, erlernen die Handweberei!**

„Ach, wie so töricht ist's, wenn man's betrachtet, wer einem Leineweber seine Arbeit verachtet“, jüngen die Weberinnen im Chor beim Klappern des Webstuhls. Es ist wohl nicht nur ein Zeichen dafür, daß sie frohlich sind, sondern es zeigt auch, daß der Arbeitsvorgang des Webens und der beschwingte und doch straffe Rhythmus der alten und neuen Volkslieder gut zusammenpassen, das Weben das Lebensgefühl steigert und nicht als belastende Arbeit empfunden wird, da es als eine sich gleichmäßig wiederholende Bewegung, ähnlich wie Wandern, Schwimmen, Rudern, den ganzen Körper erfasst, ohne ihn einseitig oder plötzlich anzuspannen oder zu ermüden.

Doch ist es wohl nicht nur die Freude an der Arbeitsbewegung, die die Weberin jüngen läßt. Das Entstehen des nützlichen Werkstückes, das sichtbar unter ihren Händen wächst, die organische Ordnung der Fäden, die sich nach ihrem Wunsch und Willen ineinanderfügen, gibt unmittelbar das Gefühl der zweckvollen Tat, durch die ein guter, nützlicher Stoff entsteht für Kleidung oder Raum, ein warmer Anzug, ein festes Handtuch, eine schöne Decke.

Wenn wir den Werdegang eines solchen Webstückes betrachten, werden wir erkennen, daß die Freude an diesem Handwerk noch viel tiefer wurzelt, nämlich in der harmonischen Ausbildung und Betätigung fast aller Kräfte, die den Menschen formen. Das Auge wählt die Farbe der Fäden und die Art der Struktur. Das Tastgefühl der Hand wird gebildet, denn das Unterscheiden von Kammgarn und Streichgarn, Seide und Kunstseide usw. will erlernt sein. Der technische Vorgang des Webens mit all seinen Vorbereitungsarbeiten erzieht zu folgerichtigem Denken, Ord-

nungssinn und Ausdauer. Denn die Anforderungen, die Material- und Preisberechnung, Bindungslehre, Mechanik des Webstuhls an das Denkvermögen und die Vorstellungsgabe stellen, sind nicht gering. Vom einfachen Bauernwebstuhl bis zur Jacquardmaschine, von den einfachsten Fadenverkreuzungen der Leinenbindung bis zum schwierigen Dreher- und Damastgewebe geht der Lehrgang einer tüchtigen Weberin.

Aber noch eins und nicht das Unwichtigste lehrt uns das Webhandwerk erkennen und pflegen, den Wert der Gemeinschaft und Kameradschaft. Es gibt eine ganze Anzahl von wichtigen Arbeitsgängen, die einer nicht allein ausführen kann, Scheren, Einziehen usw., und wie oft muß die eine hinter der andern zurückstehen und die weniger angenehme Arbeit übernehmen, wenn ein Stück zu einem bestimmten Termin fertig werden soll.

So lernen wir mit dem Weben nicht nur ein schönes nützliches Handwerk, sondern werden auch zu frohen, vielseitigen, verantwortungsbewußten Menschen erzogen.

Nun wird aber manches Mädchen, das gern weben lernen möchte, fragen: Was fange ich damit an? Kann ich vom Weben leben?

Ja, das kannst Du, ebenso wie von einem andern Beruf, wenn Du tüchtig und fleißig bist. Als Weberin in einer kunsthandwerklichen Werkstatt, als Mästerin in einer kunsthandwerklichen Fabrik, als Weberin in einem mechanischen Betrieb, als Weberin innerhalb der Landesbauernschaft oder in einer der Schulen des V.D.M., des Frauenwerks, des Arbeitsdienstes, die die Hausweberei in ihren Lehrplan aufgenommen haben; schließlich in Verbindung mit einem kunsthandwerklichen Laden oder in eigener Werkstatt werden Weberinnen gebraucht. Zu allem aber ist eine gründliche handwerkliche Ausbildung und die Ablegung der Gesellenprüfung Vorbedingung. Denn die Handweberei ist wie alle anderen Handwerke in Innungen organisiert, und nur der Meister darf eine eigene Werkstatt führen.

Die Klasse für Handweberei an der Städtischen Handwerker-Schule in Stettin unter Leitung der Webmeisterin Else Mögeln hat die Erlaubnis, Lehrlinge auszubilden. Sie nimmt Schüler und Schülerinnen ohne besondere Vorkenntnisse auf, wenn sie sich ihrer Veranlagung nach für die Weberei eignen.

Der Lehrgang umfaßt alle Gebiete der Handweberei unter besonderer Berücksichtigung der volkstümlichen Techniken aus heimatlichem Material. Es werden auch Gesellen zur Meisterprüfung vorbereitet und können ihre handwerkliche Zwischenprüfung und die Abschlußprüfung machen, die zur Aufnahme in Gewerbelehrerseminare berechtigt.

Dieselben Möglichkeiten und Berechtigungen bieten auch die anderen Abteilungen der Stettiner Handwerker-Schule. Sie umfaßt außer der Handweberei noch folgende Fachabteilungen: 1. für Tischlerei und Innenraumgestaltung, 2. für Maler, 3. für Bildhauer, Steinmetzen und Keramiker, 4. für Werbe- und Gebrauchsgraphik, 5. für Schneiderei und Mode.

Alle diese Abteilungen bilden den fachkundlich sowie werkkünstlerisch hochwertigen Handwerker aus, d. h. den aus Volkstumskräften schaffenden deutschen Wertarbeiter.

Bedingung für die Aufnahme in die Schule ist die bestandene Gesellenprüfung. Eine Ausnahme bilden nur die oben geschichtete Handweberei, die auch Lehrlinge annimmt, die Abteilung Werbe- und Gebrauchsgraphik sowie die Abteilung Keramik, die das in Pommern arg darniederliegende keramische Handwerk (Bau- und Gefäßkeramik) fördern soll. Das billige Schulgeld (30,— M. das Semester) sowie die Möglichkeit billigen Wohnens und Essens im Heim der Schule, ferner die Bereitschaft der Handwerkskammern, bedürftige Studierende durch Beihilfen zu unterstützen, ermöglichen es jedem vorwärtstrebenden Handwerker, diese Spitzenschule des pommerschen Kunsthandwerks zu besuchen. B.

# Buchbesprechungen

**Pommersche Jahrbücher.** Herausgegeben vom Müggich-Pommerschen Geschichtsverein. 29. Bd. 1935. Universitätsverlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald. 266 S. Mit zwei Karten.

Die Pommerschen Jahrbücher sind für den Heimatforscher und Heimatfreund eine ebenso nützliche und unentbehrliche Gabe wie die Baltischen Studien. Der 29. Band schließt sich darin würdig seinen Vorgängern an. Er bringt vier umfangreiche Beiträge, jeder in Art und Inhalt anders, und jeder gibt irgendein Wesentliches.

Karla Heuer steuert eine Geschichte des Amtes Uckermünde bei, die besonders auf die Kolonisation der preussischen Könige im 18. Jahrhundert eingeht. Doch auch die vorangehenden Zeitabschnitte: Die Entwicklung des Amtes aus der Terra bis 1634 und das Amt in schwedischer Zeit 1648—1720 sind auf Grund der Akten eingehend untersucht worden. So können wir einen Blick tun in die Verwaltung unter den pommerschen Herzögen. Wir sehen auch hier Bogislaw X. als den Herrscher, der die Zeichen der Zeit versteht und für sich nutzt: vorsichtig, aber benutzt tut er den Schritt, das mittelalterliche Pommern in einen frühneuzeitlichen Beamtenstaat zu formen. Unter ihm treten an die Stelle der Vögte, die einst mit ihrer weitgehenden Selbständigkeit die Macht der Herzöge einschränkten, die Amtshauptleute, die immer mehr in die Rolle abhängiger Beamter hineingedrängt werden. Reizvoll die Tatsache, daß Herzog Philipp Julius 1619 den Anfang zur Kolonisation des weiten Wald- und Heidegebietes macht; er setzt mennonitische Holländer, die aus dem polnischen Preußen und dem Herzogtum Preußen rückwandern, an und gibt so die Veranlassung zur Gründung der Holländercolonie Stallberg, Alt-Torgelow u. a. Zahlentafeln zeigen, wie auch nach dem Dreißigjährigen Krieg noch Bauernhöfe wüst werden (Schwedisch-polnischer Krieg): „... sind die Uckermündischen Ämter-Weiber und der beihabenden Canaillen Völker Verwahrlosung angezündet, gänzlich abgebrannt und eingeäschert worden... auch ist bei Lösung der Untertanen... durch die einzelnen Durchziehenden freventlich in die Holzstapel geschossen und angezündet worden, also daß unmöglich die Feuersbrunst vorbeugen ist gewesen...“ Zielbewußt die Bevölkerungspolitik Friedrich Wilhelm I. und Friedrichs II. Nicht immer ging alles glatt voran. Enttäuscht wandten viele der ersten Ansiedler am Ahlbecker See, die „Entrepreneure“ Windelmann genannt worden hatte, dem Lande wieder den Rücken. Aber geschafft wurde es doch. Die preussische Kolonisation brachte eine Verdoppelung des Acker- und Wiesenlandes, und bei ihrem Abschluß war fast jeder dritte Einwohner des Amtes ein Kolonist.

Gützow (Präpositus Picht und General von Dinde, zwei Vorläufer E. M. Arndts im Kampf gegen die Erbuntertänigkeit) geht in seiner bekannten gründlichen Weise dem Wirken zweier Pommern aus rechtem Bauernstamm nach. Es sind die Lebensbilder echter Menschenfreunde der Aufklärungszeit, denen Sozialismus der Tat in Blut und Wesen liegt. Picht spielt übrigens in der Geschichte der Pädagogik eine Rolle als Vorläufer der Arbeitsschule.

Den Freunden niederdeutscher Literatur bringt Gassen (Die Anfänge neu-niederdeutscher Literatur in Pommern 1770—1870) eine Gabe. Es ist wohl niemand darin vergessen. Bedauerlich für den Weiterforscher, daß Anmerkungen und Lebensdaten fehlen. Der Verfasser wollte die Form des Vortrages, aus dem der Beitrag entstand, wahren.

Ziegler (Geschichte und landeskundliche Literatur Pommerns 1934. Mit Nachträgen für frühere Jahre)

Zusammenstellung zeugt wieder von der Fülle heimatkundlicher Arbeit in Pommern. Das Namenverzeichnis zu seinem Beitrag umfaßt allein 8 Seiten. Pommern darf sich freuen, in Hans Ziegler einen zuverlässigen Betreuer seiner heimatkundlichen Literatur zu haben. Walter Schmidt.

**Die Burgwälle des Stolper Landes.** Von Walter Witt. (Veröffentlichungen der Ortsgruppe Stolp der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. Beiträge zur Heimatkunde Hinterpommerns. Nr. 9.) Komm.-Verlag (G. Stolpmann, Stolp (Pom.). 1934. 48 S. 4 Taf. und eine Kreis Karte Stolp (Pom.). Preis RM. 0,75.

Der Verein für die Heimatkunde Hinterpommerns hat sich vor mehreren Jahren die Aufgabe gestellt, die Burgwälle des Stadt- und Landkreises Stolp zu erforschen. Nach mehrjähriger Arbeit ist diese Forschung zu einem gewissen Abschluß gekommen. Das vorliegende Büchlein ist gewissermaßen ein abschließender Bericht über diese Forschung. An keine Wehranlage des Kreises ist bisher der Spaten des geschulten Fachmannes angelegt worden. Diese Arbeit bleibt noch für spätere Jahre. Die Untersuchungen mit dem Spaten werden dann sicher reiche und weittragende Aufschlüsse ergeben, um so den Weg zum Endziel, nämlich zur siedlungs-geschichtlichen und historisch-politischen Ausdeutung der Burgwälle, zu bahnen.

In dem allgemeinen Teil der Arbeit hält der Verfasser zunächst einen Rückblick auf die Burgwallforschung. Er spricht dann über den Namen, den Ursprung, den Zweck und die spätere Benutzung, die Form und die Lage dieser Burganlagen. In dem besonderen Teil erfolgt die Zusammenstellung der Burgwälle des Stolper Landes. Der Stadtkreis weist eine und der Landkreis 26 solcher Anlagen auf. Die einzelnen Burgwälle werden beschrieben, es wird ihre Lage angegeben und das bisherige Fundmaterial zusammengestellt. Der dritte Teil der Arbeit enthält eine Sammlung der Burgwalllagen aus diesem Gebiet. Die beigelegte Kreis Karte soll eine Uebersicht über Verteilung und Anordnung der Wälle im Kreise gewähren. Die vier Tafeln zeigen Gefäßscherben von Burgwällen, Bilder von zwei Wehranlagen und Lagepläne.

Das vorliegende Büchlein ist so ein neuer Beitrag zur Heimatkunde des Stadt- und Landkreises Stolp. Allen Heimatfreunden sei es wärmstens empfohlen.

**Stadt und Festung Kolberg.** Blätter aus Kolbergs Geschichte von Otto Kubow, 52 S. 8°, Kolberg 1936. Verlag der Prangeschen Buchhandlung.

Die kleine Schrift stellt eine erfreuliche Bereicherung des Kolberger Schrifttums dar. Sie beschreibt nach einem geschichtlichen Rückblick auf die Hansezeit das alte Stadtbild, schildert kurz die Schrecken des 30-jährigen Krieges und behandelt dann ausführlicher die Festungsanlagen, um zu einer Darstellung der drei Belagerungen Kolbergs im Siebenjährigen Kriege überzugehen. Diese und die folgende Abhandlung Kolberg in den Kriegsjahren 1806/07 sind die ausführlichsten des Buches und mit liebevoller Verfertigung in die Heimatgeschichte und stilistischem Geschick geschrieben. Das letzte Kapitel ist dem Aufstieg und Niedergang Kolbergs als Segelschiffshafen im 19. Jahrhundert gewidmet und u. E. etwas zu knapp geraten.

Besonders bemerkenswert sind die vom Verfasser beigegebenen Federzeichnungen, die die Darstellung nicht nur trefflich unterstützen, sondern auch die Verwendbarkeit des Buches in den Schulen des Kolberger Bezirkes wesentlich erhöhen. F.

**Die Geschichte des Schwedter Hoftheaters** (1771 bis 1788). Von Arnold Koeppen. Mit 19 Abbildungen und einem Briefkastimile. Buchschmuck von Eva Müller. Verlag F. Schulz (Schwedter Tageblatt), Schwedt 1936.

„Das Schwedter Hoftheater ist fast ganz der Vergessenheit anheim gefallen, ein Umstand für manche Schreiber, ihre schlecht erfundenen, die Wahrheit entstellenden Anekdoten auf dieses schwer kontrollierbare Gebiet zu verpflanzen. So mußte der Wunsch entstehen, die ehemalige Kunststätte in der kleinen Residenz an der Oder und ihre kurze Blütezeit von diesem Doppelschicksal zu erlösen“ — so heißt es in der Einleitung. Um es vorweg zu sagen: Diese mühevollen und lohnende Aufgabe hat der Verfasser trefflich gelöst.

Arnold Koeppen entwirft zunächst ein Lebens- und Charakterbild des im Jahre 1771 hochbetagt zur Regierung gelangten Markgrafen Friedrich Heinrich und berichtet dann anschaulich über die Geschichte des Hoftheaters. Gelangten anfangs auch nur unbedeutende, von Dilettanten gespielte Stücke zur Aufführung, so übte die Schwedter Hofbühne doch recht bald eine ganz eigenartige Anziehungskraft aus. Der feinsinnige und vermögende Fürst hatte es nämlich verstanden, namhafte Künstler von Ruf für sein Theater zu gewinnen und zu verpflichten. Wir nennen hier nur die „göttliche Dem. Niclas, die der Markgraf dem Herrn Theaterdirektor Döbbelin (Berlin) weggeschleppt hatte“ sowie den künstlerischen Leiter, den später zum Hoftheaterdirektor ernannten Heinrich Ferdinand Möller.

Gespielt wurde (zwei- auch dreimal in der Woche) fast immer bei „ausverkauftem Hause“. Kein Wunder, denn sowohl Einheimische als auch Fremde waren gern gesehene Gäste; ein Eintrittsgeld wurde nämlich nicht erhoben. Ja, die Schwedter Gastwirte waren verpflichtet, jeden Gast sofort anzumelden, damit eine rechtzeitige Einladung erfolgen konnte. Aber nur wenige Jahre erfreuten sich die Schwedter des vielbesprochenen und beneideten Vorzuges, denn mit dem Tode des Markgrafen war es mit dem Kunstgenuß und dem bewegten Hofleben vorbei: „Hoffstaat und Künstlerchor, sie zertroben in alle Winde, mit ihnen alle, die das heitere, lustige Leben nach Schwedt gezogen hatte, und ein roher Befehl entkleidete die schöne Kunststätte ihres Glanzes“.

Unter den zahlreichen Einzelschriften über die Schwedter Stadtgeschichte verdient die vorliegende, auf einem kritischen Quellenstudium beruhende Arbeit besondere Beachtung, denn es handelt sich hier nicht nur um einen wertvollen stadtgeschichtlichen, sondern auch um einen theaterwissenschaftlichen Beitrag. Das gut ausgestattete Buch können wir daher jedem Heimat- und Theaterfreund bestens empfehlen.

August Zöllner.

**Das Frische Haff und die Frische Nehrung.** Vom Wesen und Werden einer altpreussischen Landschaft. Herausgegeben von Hanns Bauer und Carl Lange. 116 Seiten, 66 Abbildungen, 4 Karten. Skizzen. Preis 4,80 RM. Gräfe und Unzer Verlag, Königsberg i. Pr.

Die Beschäftigung mit Büchern wie das vorliegende, regt Fragen an, die in einem natürlichen und zeitbedingten Zusammenhang damit stehend, kaum zu umgehen sind. Besonders dann, wenn man als Berichterstatter den lesenden Volksgenossen einerseits, den Herausgebern und dem Verlag andererseits zu einem mehr als nur empfehlenden Begleitschreiben verpflichtet ist. — In Reden, Aufsätzen und Abhandlungen wird um die Neuaufrichtung der Wissenschaft im national und völkisch bestimmten Staat ernstlich gerungen. Die allgemeine Auffassung, aus der Forderung einer völkischen Staatsautorität abgeleitet, kann dahingehend zusammengefaßt werden, daß Wissenschaft als autonomes Gebilde nicht mehr möglich sein kann — daß Ausgang und Einmündung aller Wissenschaftstätig-

keit in die Kreise einer lebenbejahenden und nationalbewußten Volksgemeinschaft zu geschehen hat, d. h., daß wissenschaftliche Einsichten und Wahrheiten aus der Angelegenheit einer privilegierten Bildungskaste in die breite Resonanzkraft des Volksganzen zu übertragen sind, denn jeder Volksgenosse kämpft auf seine Weise, im Verhältnis seiner Kräfte und Fähigkeiten den Kampf einer völkischen Renaissance. Er muß daher geradezu seinen Anteil an den Geistesgütern als einem notwendigen geistigen Rüstzeug fordern und kann und darf erwarten, daß ihm dieses in einer Form geboten wird, die dem Stande seines Bildungsganges entspricht und ihm jene Kräfte der Festigung und Anstöße neuen Tatwillens vermittelt, die jedetner von uns so dringend benötigt.

Zur Befolge solcher Forderung erscheint die Frage, ob die heutige Generation der Wissenschaftler bereits in der Lage ist, diese Aufgabe zu leisten. Daß die Fähigkeit zu volkstümlicher Umformung der Wissenschaft einem großen Teil der Hochschullehrer und Privatgelehrten abgesprochen werden muß, steht erörterungsfrei fest. Daher liegt das Problem einer volksgebundenen Wissenschaft in der Bewältigung dieser Auslese verankert. Die Kraft der Idee wird sich hier, wie im Politischen und Sozialen beweisen müssen und: — wir haben zu wollen! —

Hier berühren sich solcherart Ueberlegungen mit der Angelegenheit des vorliegenden Buches. Die Herausgeber betonen im Vorwort ihren Glauben an die Anteilbarkeit ostdeutscher Lande, an die staatsgestaltenden Kräfte des ostdeutschen Volkssbodens, und sie hoffen zu ihrem Teil mit der Darstellung einer altpreussischen Kernlandschaft die „natürliche und geschichtliche Lebenseinheit Altpreußens, insbesondere auch die Zugehörigkeit des Weichsellandes und Danzigs zum preussischen Raum“ aufzeigen zu können. Das Abzucht und Aufgabe — und stillschweigend darf einbezogen werden, daß Träger dieser Erkenntnisse nicht nur „Gebildete“ seien, sondern „Volk“. Was so viel heißt, daß das Buch ein „Volkbuch“ sein muß, wenn es seine nationalpolitische Absicht erreichen will. Gemeint ist ein „Volkbuch“ nicht im händlerischen Sinn einer billigen Massenauflage, sondern ein wesentliches Buch.

Wer jemals die Einzeldarstellung einer Landschaft vorbereitet hat, kennt die Schwierigkeit, verschiedene Autoren „unter einen Hut zu bringen“. In den seltensten Fällen werden Feder und Geist eines Einzelnen solche Aufgabe meistern und daher, soll die Sache dennoch gelingen, muß der Herausgeber strengste Sorgfalt in der Auswahl der Mitarbeiter und in der Abgrenzung ihrer Beiträge wachen lassen. Der alte Fehler, daß manche Dinge, dadurch, daß sie von verschiedenen Autoren wiederholt gesagt werden, nicht eindrucksvoller werden, ist auch hier nicht ganz vermieden. Bedeutsamer, und nun in Beziehung zum eingangs Gesagten, ist die Feststellung, daß Beiträge wie der über die germanischen und altpreussischen Siedlungen am Frischen Haff und über die Ordensburgen am Frischen Haff (auch diejenigen über Pflanzen und Fischerei gehören dazu), Beispiele jener Art Wissenschaftsvermittlung darstellen, die in ideellem Sinne — auch dem der Herausgeber — nicht kraftbildend wirken. Es ist im Grunde nebensächlich, was über die vorgegeschichtliche Besiedlung des Elbinger Landes mitgeteilt wird — ist es doch kaum mehr als eine Uebersicht über die Bodenfunde; oder was uns über die Baugeschichte der Ordensburgen berichtet wird — es wirkt wie ein Auszug aus einem Handbuch ostpreussischer Baudenkmäler. Der Leser möge das Buch schließen und sich prüfen, was er von diesen Aufsätzen wiederzugeben in der Lage ist, was in ihm, wenn schon nicht geistiges Besitztum, so doch wenigstens bildungsmäßiges geworden wäre. Beide Autoren vermögen nicht zu „begeistern“ — das ist es wohl. Um eine schiefe Auslegung dieses Urteils zu vermeiden, muß ausdrücklich betont werden, daß beide Aufsätze als Tatsachen- und Materialberichte, als Gedankenaustausch unter Gelehrten wohl



ihre Bedeutung haben, daß der eine in eine Siedlungsgeschichte Ostpreußens vorteilhaft verbaut werden kann, wie der andere in einer Kulturgeschichte des Ordens seinen Wert erhält. In einem historischen Jahrbuch etwa, würden sie ihren rechten Platz einnehmen. Den Herausgebern erwächst in allen ähnlichen zukünftigen Aufgaben die Pflicht, heftigst anzudeuten, was in volkstümlichen Werken nicht am Platze ist; sie müssen den Mut haben, auf Mitarbeit zu verzichten, wenn sie sich nicht dem durch die veränderten Verhältnisse gezogenen Rahmen einfügen läßt. Der Beitrag des Mitherausgebers H. Bauer „Ebing als Seehafen zur Ordenszeit“ ist schon ein gutes Beispiel, wie eine Aufgabe in obigem Sinne zu lösen ist. In großen überblicklichen Zügen erleben wir die wechselvolle Hochzeit hanseischer Blüte und die Ursachen des Niedergangs. Dazu Danzigs unhemmbaren Aufstieg. Auch der vor Columbe behandelte an sich spröde Stoff der geologischen Entwicklung der Hafflandschaft ist aus der sachwissenschaftlichen Atmosphäre in eine gut lesbare und allgemein verständliche Form übertragen worden. Immerhin bliebe noch zu wünschen, daß der Verfasser sich mehr bildhafter Vergleiche und drastischer Veranschaulichungen (durch Blockdiagramme und Trikschnitzungen) bedienen möge. — Die fast magische Gestalt des Nikolaus Kopernikus, sein Wirken und Leben im Ermland behandelt E. Brachvogel. Die Liebe zu dem genialen geistlichen Astronomen hat diesem Autor — der das Kopernikus-Museum in Frauenburg schuf — die Feder geführt. Darum gelingt es ihm auch, uns für den Mann, an dessen Werk die ganze zivilisierte Welt teilhat, zu erwärmen; er versteht es, sein Werk aus dem scholastischen Streit mittelalterlicher Weltanschauungen herauszulösen und uns vorzuführen als ein geistiges Monumentalwerk, das aus nordischer Gründlichkeit, Pflanzkraft und Fleiß erwuchs, ein Weltgebäude dem gleich, das der Landsmann Kant als ragenden rocher de bronze in den Geisteswissenschaften errichtete. — Ueber ein seltenes aber dafür recht reizvolles Thema schreibt Mizta: Ostdeutsche Segelschiffe. Das ist ein wirklich volkstümlicher Vorwurf, denn die Liebe zum Schiff trägt in sich jeder frische Mensch der Wasserkante. Frühzeit (Normannen), Mittelalter (hanseische Koggen) und Neuzeit (Oberkahn und Motorboot) begegnen uns in den verschiedenen Schiffstypen auf dem Haff; Verlehr, Handel, Fischfang, Reisen bringen lebhaftige Bilder in den kleinen Häfen hervor. Schöne Fotos belegen den mit gutem Verständnis für die volkstümlichen Charakterzüge der Fahrzeuge geschriebenen Beitrag. — Nur ein nüchterner Rapport ist der Beitrag über die Pflanzen und Tiere der Frischen Nehrung. Eine solche leitfadensmäßige Aufzählung ist ohne gemütsbildende Kraft und nicht zu vergleichen mit den prachtvollen, das Herz heiß machenden Beobachtungsstizzen vom „Raubvogelzug überm Dünenwald“ (R. Krüger). Der Bericht über die Haffscherei ist leider auch recht „antlich“ ausgefallen. Von Fischergilden und Brauch, vom Betrieb der Fischerei, von Hoffen, Mühen (Haffkrankheit!), Not und Glück des Fischerlebens steht nichts darin. Schön ist das Foto der Eisfischer. — Ueber Landschaft und Menschen am Haff berichten mehrere Beiträge, darunter auch eine schöne Flugreportage und ein fast zu knapper über Segel- und Eisport. Der Mitherausgeber Carl Lange, bekannt als verdienstvoller Leiter der Ostdeutschen Monatshefte, zeichnet in lyrischer Weise in seinem Beitrag: Der Frischen Nehrung stillverträumtes Land, in abgeklärten, gedämpften Stimmungen Eindrücke von Haff und Nehrung. — Eine große Leistung von dichterischem Rang ist Paul Fichters rapsodischer Beitrag: Die Landschaft der Haffküste. Seine Darstellungsweise ist das höchste Ziel der Landschaftsdeutung. Kraftvoll malerisch ersehnte Bilder, durchblutet von zudtvoller Begeisterung, voll maßvoller Geladenheit des Gefühls, eine dichterische Sprachkraft und Anschaulichkeit des Ausdrucks reißen den Leser in den Bann seiner Schau. Die Ergriffenheit, im Spiegel seiner Worte, erübrigt die Illustration —

weil er das Erlebnis östlicher Küstenlandschaft, die ihr Leben aus den Gegenfäßen von Wasser, Küste und wölbigem Binnenland saugt, eingeschmolzen hat in seine Zeilen. Um diesen Beitrag allein ist es wert, daß das Buch erschien. —

Der rührige Ostpreußenverlag hat das Buch gut ausgestattet. Lichtbilder von Stadtaufsichten, Ordensbauten, Schiffen, Landschaften, Sport; Stimmungen von Wald, Haff, Küste und Ebing's Land lockern den Text geschmackvoll auf. —

Den Herausgebern sei gedankt, daß sie es unternehmen haben, uns mit einer preussischen Kern- und Charakterlandschaft bekannt zu machen. Sie füllen eine Lücke im Wissen vom abgelösten Ostdeutschland, sie knüpfen neue Fäden der Liebe zur norddeutschen Heimat. S. Gliewe.

### Bauernschicksal in Mecklenburg.

Von Hans Jürgens Seraphim. Schwerin i. M. 1935. Verlag der Bärensprung'schen Hofbuchdruckerei. 68 S. 8°. Preis RM. 2,25.

Dieses Buch nennt sich im Untertitel „eine wirtschaftliche Betrachtung vom Werden, Vergehen und Wiedererstehen des mecklenburgischen Bauern“ und zeigt damit, daß es nicht eine vollständige Geschichte des mecklenburgischen Bauerntums geben will. Die Arbeit, die gerade zur rechten Zeit erscheint, in der das Interesse weiterer Kreise sich wieder dem Bauerntum zuwendet, und ist schon darum von großem Wert. Dazu kommt, daß der Verfasser sich auf eine Reihe von Zeitstellungen aus einzelnen Landesteilen und Dörfern stützt und diese Verhältnisse zahlenmäßig beleuchtet. — Die fließend geschriebene und leicht verständliche Darstellung führt uns von der Zeit der Deutschwerdung Mecklenburgs über die Blütezeit hinweg in das tiefe Elend, dem der Bauer im Dreißigjährigen Kriege und in der auf ihn folgenden Zeit ausgekehrt war, bis zur Neuschaffung des Bauerntums durch die Büdnersiedlung im 19. Jahrhundert, die Beseitigung der Fronen, Aufhebung der Erbuntertänigkeit und durch die neueste nationalsozialistische Gesetzgebung. Ueberall wird neben der wirtschaftlichen auch die eng mit ihr zusammenhängende soziale Lage des Bauernstandes geschildert, werden auch die gleichzeitigen geschichtlichen Ereignisse, soweit sie auf die Entwicklung Einfluß haben, gestreift.

Wird hier auch mecklenburgische Geschichte geboten, so ist das Buch doch auch für uns Pommeren von hohem Interesse, denn wenngleich die Entwicklung in beiden Ländern verschieden verläuft, so finden sich doch wieder zahlreiche Parallelen, und vor allem sind der Ursprung, der Tiefstand und die hoffnungsvolle Zukunft in beiden Ländern einander im wesentlichen gleich. — Es wäre erwünscht, wenn eine vollständige Geschichte des Bauerntums, auch aus anderen Gegenden, folgte. Erst dann kann eine ausführliche Darstellung des allgemeinen deutschen Bauerntums auf wissenschaftlicher Grundlage geboten werden. Die vorliegende Arbeit bildet einen hervorragenden Grund- und Eckstein für diesen Bau.

R. Maß.

### „Geisferraucht bei Vineta“ von Paul Bend sin,

Verlag der Müsdroyer Zeitung, 22 S. 8°. Preis 0,30 RM.

„Eine historische Vision“ nennt der Verfasser diesen Ueberblick über die pommerische Geschichte, der in Verszeilen wechselnder Gestaltung berichtet von der Eiszeit, den germanischen Ueberwohnern, der mit der Bevölkerungsbewanderung beginnenden wendischen Zeit, der Christianisierung durch Otto von Bamberg und der damit einsetzenden Wiedereindeutschung, der Herrschaft der Greifenfürsten, der Reformation, der Regierung der Hohenzollern, Kolberg im Jahre 1807, den Freiheitskämpfen und Sängern (darunter Blücher und Arndt), von Bismarck und schließlich der Aufrichtung des Dritten Reiches. Die nächtliche Heerschau der Geister-

scharen findet statt im Angesicht des für diese Nacht auftauchenden Fineta, der durch neueste Forschungen wieder ins Blickfeld allgemeineren Interesses gerückten mittelalterlichen Handelsstadt. Die Darstellung ist lebendig und anschaulich; Ausblicke verknüpfen die kleine pommerische mit der großen Weltgeschichte. Hier und da stören sprachliche Unschönheiten wie „Doch nun zurück zu ...“ (S. 7), „behielten wir ... die freie Hand“ (S. 11), „dieser Wilde“ (S. 17). H. B.

**Handbuch der Deutschen Volkskunde.** Herausgegeben von Dr. Wilhelm Pöfker, Direktor des Vaterländischen Museums Hannover, in Verbindung mit den Professoren Dr. A. Bach-Bonn; Dr. B. Behrmann-Frankfurt a. M.; Dr. M. H. Böhm-Jena; Dr. J. Klapper-Breslau; Dr. E. Frh. v. Künßberg-Heidelberg; Dr. L. Madenjen-Kiga; Dr. W. Miksa-Maxburg; Dr. K. Riesen-Köln; Dr. A. Spamer-Dresden; Dr. M. Wähler-Frankfurt a. O.; den Museumsdirektoren Dr. E. Grohne-Bremen; Dr. H. Gummel-Osnabrück; Hauptkonservator Dr. K. Gröber-München; Dr. W. Schmitz-Frankfurt; Dr. H. Eckardt-Hannover; Dr. E. Oswald-Potsdam; Dr. P. Zamert-Kassel u. a. Band I. 324 S. 305 Kunstdruck-Textbilder, Bilderbeilagen und zahlreiche Vierfarbentafeln. Der Band umfaßt 10 Lieferungen. Preis jeder Lieferung RM. 1.80.

Zu den großen wissenschaftlichen Veröffentlichungen unserer Tage, die nach Stoff und Darstellung weit über die Begrenzung des Nur-Fachlichen hinausreichen, gehört das „Handbuch der Deutschen Volkskunde“. Der erste Band dieses grundlegenden Werkes liegt nunmehr abgeschlossen vor. Er bestätigt den Erfolg eines Unternehmens, das, aus dem Wunsch nach wissenschaftlicher zusammenfassender Darstellung deutschen Wesens entstanden, in vorbildlicher Weise Kunde gibt über alle Lebensregungen des deutschen Volkes, soweit sie als Gesamtleistungen erkennbar sind. Wert und Wesen, Wirkung und Weite der Volkskunde behandelt Pöfker selbst in seinem ersten Beitrag und stellt dabei fest, daß die Volkskunde, die ja viele Brücken schlägt zu anderen Wissenschaften wie Religionsgeschichte und Rechtskunde, Literaturgeschichte und Medizin, Kunstwissenschaft und Landwirtschaftslehre, eine „ganz besonders ausgeprägte zentrale Wissenschaft von größter Vielseitigkeit und Lebendigkeit“ ist. Diesen Eindruck vermittelt jeder Beitrag des Handbuchs, das in vorderster Front Dienst am deutschen Volkstum leistet.

Eine große Anzahl führender Volkskundler ist an dem Werk beteiligt, und diese Arbeitsgemeinschaft hat sich als überaus fruchtbar erwiesen. Der erste Band gibt eine umfassende „Einführung in die deutsche Volkskunde“ und behandelt zugleich einen wesentlichen Teil der „Lebensäußerungen des deutschen Volkes“. Eine Fülle von Beiträgen, die sich der Reichhaltigkeit des Stoffes angemessen ist, rundet sich hier zu einem organischen Gesamtbild dieser volksnahen Wissenschaft, das ebenso dem geschulten Volkskundler willkommen sein wird wie es einen jeden, der aufgeschlossen ist für die Werte der Volksgemeinschaft, zu den Quellen des deutschen Volkstums hinführt. Lebensnah und anschaulich ist alles gestaltet, die Vielfalt des deutschen Wesens offenbart sich in ihrer immer wieder beglückenden Fülle, der gesamte deutsche Lebensraum mit Einschluß des Auslandsdeutschlands ist erfasst und zeigt in diesen sachkundigen, klaren Schilderungen ein unendlich reiches Bild des wirklichen Volkslebens.

Nicht unwesentlich wird der Wert des bedeutenden Werkes durch das Bildmaterial erhöht. Allein 305 Abbildungen mit vielen farbigen Tafeln und Karten erteilen einen Anschauungsunterricht, wie er überzeugender kaum gedacht werden kann.

**Was fliegt denn da?** — Das neue, vollständige Taschenbuch aller Vogelarten Mitteleuropas. Von Dr. Wilhelm Göß und Alois Kosch. 18 Seiten Text, 24 vielfarbige und 3 einfarbige Tafeln. Oktav. Kartoniert RM. 3,—, in Leinen RM. 4,—. Franck'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Unter den zahlreichen, in den letzten Jahren erschienenen Vogelbestimmungsbüchern verdient der neue Kosmos-Naturführer „Was fliegt denn da?“ besondere Beachtung, handelt es sich hier doch um ein wirklich praktisches Taschenbuch, das über sämtliche Vögel Mitteleuropas in Wort und Bild (288 farbige und 36 einfarbige Tafelbilder) Auskunft gibt. Wer nicht nur einen oberflächlichen Einblick in die bunte Schar unserer Vogelwelt erhalten möchte, sondern auch ernsthaft bestrebt ist, sich eingehend über Größe, Form, Stimme, Flug, Vorkommen und Namen der einzelnen Vögel — einschließlich der seltenen Fergäste und Durchzügler — zu unterrichten, dem können wir das vorliegende Bestimmungsbuch, das als ein Wegbereiter und Förderer des Naturschutzes bezeichnet werden kann, wärm empfehlen. August Böllner.

**Wie wird das kranke Herz gesund?** Die Entstehung, Verhütung und Behandlung der Herzkrankheiten von San-Rat Dr. Stifft. Auf Grund der neuen Forschungen ergänzt und neubearbeitet von Prof. Dr. C. Tönniges. Preis 2,— RM., gebunden 3,— RM. Verlag Hans Hedewigs Nachf., Curt Koeniger, Leipzig C 1.

Die Fälle plötzlichen Todes bei anscheinend gesunden Menschen mehren sich in erschreckender Weise, weil die Anfänge der Herzleiden und die Krankheiten des Gefäßsystems, wie Herzklopfen, Stechen in der Brust, Schwindel, Schlaflosigkeit usw. nicht genügend beachtet werden. Das Büchlein unterrichtet den Leser in frischer und volkstümlicher Sprache über die Entstehung, Verhütung und natürliche Heilung der Herzkrankheiten ohne Medikamente. Was leistet das gesunde Herz? — Wann ruht sich das Herz aus? — Wie soll der Herzkranke leben? — Wie soll er sich in der Ehe und in seinem Sexualleben verhalten? — Auf diese und andere Fragen von praktischer Wichtigkeit erhält der Leser schlüssige und brauchbare Antworten.

**Nierenkrankheiten — Nierensteine.** Ein ärztlicher Ratgeber zur Verhütung und Heilung der akuten und chronischen Nierenerkrankungen, Schrumpfnieren, Nierensteine. Moderne Nierendiat und neuzeitliche Behandlungsmethoden von Dr. med. H. Malten, leitender Arzt der Anstalt für Nieren- und Stoffwechselkrankte in Baden-Baden. 6. bis 10. Tausend. Mit Bildern. Preis RM. 1.80. Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart.

Der Verfasser zählt zu den Bahnbrechern der neuzeitlichen Diätbehandlung. Wie die Erfahrungen seiner Anstaltspraxis zeigen, ermöglicht die Auswertung der neuen Diätmethoden (Schon- und Heilmittel für die erkrankte Niere) wesentlich bessere Heilungsmöglichkeiten, selbst bei chronischen Nierenleiden. Das Buch läßt keine Zweifel, was zu tun ist — aber es zeigt auch in jedem Falle, warum es getan werden muß! Gerade für den Nierenkranken sind Belehrung und Wissen notwendig, denn bei dem schleichenden und schmerzlosen Verlauf dieser Leiden rächen sich Gleichgültigkeit und Unkenntnis besonders hart. Aber auch für Gesunde ist dieses Buch wertvoll, um Nierenkrankheiten zu verhüten bzw. frühzeitig zu erkennen. Denn die Schwere und der bösartige Charakter dieser Krankheiten rühren vielfach davon her, daß sie zu spät erkannt werden.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland“. Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland“, Stettin, zu richten. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. Liste 2. D. V. II. 1250.



BIBLIOTEKA  
UNIERSYTECKA  
GDANSK

C III 41870